This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

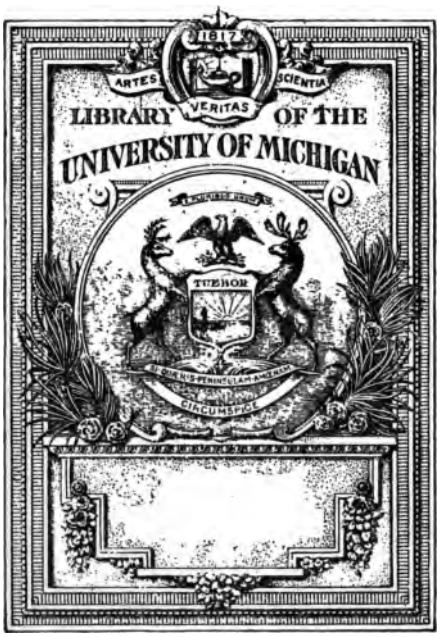
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 822,448



THE GIFT OF
Mrs. Wm. Muschenheim

Verlag von Schmidt & Günther in Leipzig.

Preisgekrönt
auf der
Columbischen Weltausstellung in Chicago,
der Sächsisch-Thüringischen Ausstellung in Leipzig
und der Weltausstellung in Paris 1900.

Napoleonlitteratur!

Napoleon I. und die Frauen. Von Friedrich Masson. Uebertragen von Oskar Marschall von Bieberstein. Mit 47 Illustrationen. 6. bis 8. Auflage. Preis broschirt M. 4.60, gebunden M. 5.60.

Napoleon I. zu Hause. Von Friedrich Masson. Uebertragen und bearbeitet von Oskar Marschall von Bieberstein. Mit 12 Vollbildertafeln. 3. Auflage. Preis broschirt M. 4.60, gebunden M. 5.60.

Die Generalin Bonaparte. Von Joseph Turquan. Uebertragen und bearbeitet von Oskar Marschall von Bieberstein. Mit 11 Illustrationen. 20 Bogen 8°. Preis broschirt M. 4.60, gebunden M. 5.60.

Die Kaiserin Josephine. Von Joseph Turquan. Uebertragen und bearbeitet von Oskar Marschall von Bieberstein. Mit 9 Illustrationen. 20 Bogen 8°. Preis broschirt M. 4.60, gebunden M. 5.60.

Die Schwestern Napoleons. (Prinzessin Elisa, Pauline Borghese.) Von Joseph Turquan. Uebertragen und bearbeitet von Oskar Marschall von Bieberstein. Mit 5 Illustrationen. 20 Bogen 8°. Preis broschirt M. 4.60, gebunden M. 5.60.

Caroline Murat, Königin von Neapel. Von Joseph Turquan. Uebertragen von Oskar Marschall von Bieberstein. Mit Illustrationen. Preis broschirt M. 3.60, gebunden M. 4.60.

Die Königin Hortense. Von Joseph Turquan. Uebertragen und bearbeitet von Oskar Marschall von Bieberstein. Mit Illustrationen. 2 Bände. Preis broschirt à Bd. M. 3.60, gebunden à Bd. Mk. 4.60.

Das Liebesleben Napoleon I. Von Joseph Turquan. Uebertragen und bearbeitet von Oskar Marschall von Bieberstein. Preis broschiert M. 4.60, gebunden M. 5.60.

Die Welt und Halbwelt unter dem Konsulat und dem I. Kaiserreich. Von Joseph Turquan. Uebertragen und bearbeitet von Oskar Marschall von Bieberstein. Preis broschirt M. 4.60, gebunden M. 5.60.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Preisgekrönt auf der Pariser Weltausstellung 1900.

Napoleon I. in Bild und Wort. Von **Armand Dayot.** Uebertragen von **Oskar Marschall von Bieberstein.** Mit über 500 Textillustrationen, Vollbildertafeln, Carricaturen und Autographen. Nach den berühmtesten Malern, Bildhauern und Stechern. In prachtvollster Ausführung. Gr. 8°. In 34 Liefg. à 60 Pf., compl., broschirt M. 21.—. Hochelegant gebunden, mit der Kaiserkrone in Elfenbein-Imitation und unterlegtem Roth-Sammet. Preis M. 25.—; ca. 5000 Exemplare bereits verkauft.

Napoleons Feldzug in Russland von 1812. Mit ca. 100 Originalvollbildertafeln und Textillustrationen. Von **Faber du Faur,** ehem. württemb. Artilleriemajor in der 3. Armee (Marschall Ney). Mit Text von **Major von Kausler,** ehem. württemb. Generalstabsoffizier. In prachtvollster Ausstattung. Preis broschirt M. 12.—, elegant gebunden M. 16.—.

Die Marschälle Napoleon I. Von **Desirée Lacroix.** Uebertragen von **Oskar Marschall von Bieberstein.** Prachtausgabe broschirt M. 9.—, gebunden M. 13.—. Volksausgabe, broschirt M. 6.—, gebunden M. 8.—. Mit Illustrationen.

Napoleon I. Tagebuch von St. Helena. Geführt von **Las Cases.** Uebertragen und bearbeitet von **Oskar Marschall von Bieberstein.** 2 Bände. Preis broschirt à Bd. M. 4.60, gebunden à Bd. M. 5.60.

Directorium, Konsulat und Kaiserreich 1795–1815. Von **Paul Lacroix.** Uebertragen von **Oskar Marschall von Bieberstein.** Mit ca. 600 Illustrationen und Vollbildertafeln. Prachtvolle Ausstattung. Gr. 8°. In Prachtband gebunden M. 24.—, broschirt M. 20.—.

Ludwig XIV., der Sonnenkönig, in Bild und Wort. Mit ca. 550 Textillustrationen, Vollbildertafeln, Carricaturen und Autographen. Nach den berühmtesten Malern, Bildhauern und Stechern damaliger Zeit. Von **Emil Bourgeois.** Uebertragen von **Oskar Marschall von Bieberstein.** In 29 Lieferungen à 60 Pf., complet, broschirt M. 18.—, elegant gebunden M. 22.—.

Frankreich in Wort und Bild. Seine Geschichte, Geographie, Verwaltung, Handel, Industrie und Production. Mit 455 Illustrationen. Von **Friedrich von Hellwald.** 57 Lieferungen à 75 Pf. oder in 2 Prachtbänden à M. 25.—. Text-Ausgabe M. 4.50, gebunden M. 6.—.

Die Bürgerin Tallien. Von **Joseph Turquan.** Uebertragen und bearbeitet von **Oskar Marschall von Bieberstein.** 21 Bogen 8°. Preis broschirt M. 4.60, gebunden M. 5.60.

Der König von Rom. Von **Ch. Laurent,** übertragen von **Oskar Marschall von Bieberstein.** Mit dreifarbigem Umschlag. 22 Bogen 8°. Preis broschirt M. 4.60, gebunden M. 5.60, reich illustrirt.

Verlag von Schmidt & Günther in Leipzig.

Napoleon I. in der Caricatur. Von Grand-Carteret, übertragen von **Oskar Marschall von Bieberstein.** Mit 160 Illustrationen. Preis brosch. M. 3.60, geb. M. 4.60.

Die Memoiren der Baronesse Cecile de Courtot, Dame d'atour der Fürstin von Lamballe, Prinzeß von Savoyen-Carignan. Ein Zeit- und Lebensbild nach Briefen der Baronesse an Frau von Alvensleben, geborene Baronesse Loë und nach derem Tagebuche bearbeitet vom Urenkel **Moritz von Kaisenberg** Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Gr. Lexikon-Format. Preis brosch. M. 7.50, eleg. geb. M. 10.—. (Viertes bis sechstes Tausend.) Eine englische und amerikanische Ausgabe des Werkes ist soeben erschienen.

König Jérome Napoleon und sein Garde du Corps. Entworfen von **Moritz von Kaisenberg,** Verfasser der Memoiren der Baronesse Courtot. Mit Illustrationen, facsimilirten Briefen und Dokumenten. Preis broschirt M. 7.50, gebunden M. 10.—.

Napoleon I. und Eugénie Desirée Clary-Bernadotte. Roman aus dem Leben einer Königin. In drei Abschnitten. Nach bisher theilweise noch kaum bekannten Quellen bearbeitet von **Moritz von Kaisenberg.** Mit ca. 70 Illustrationen, Facsimiles ꝛc. Lexikon-Format. Preis brosch. M. 8.—, geb. M. 10.—.

L'Aigle et l'Aiglon, Napoleon I. und sein Sohn. Der Lebensroman eines Enterbten. Ein Zeit- und Lebensbild in 3 Abschnitten. Nach bisher noch wenig bekannten Quellen in ganz neuer Beleuchtung dargestellt und mit zahlreichen Originalporträts sowie anderen Illustrationen versehen von **Moritz von Kaisenberg.** Lex.-8°. Preis brosch. M. 7.50, geb. M. 10.—.

Die Memoiren der Gräfin Potocka. 1794—1820. Veröffentlicht von **Kasimir Stryienski.** Nach der sechsten französischen Auflage bearbeitet von **Oskar Marschall von Bieberstein.** Mit prachtvollen Illustrationen und dem Porträt der Verfasserin von **Angelica Kauffmann.** Gr. Lexikon-Format. Preis brosch. M. 7.50, eleg. geb. M. 10.—.

Reise der Gräfin Potocka in Italien, II. Theil der Memoiren, 1826—27 (Schlußband). Von **Kasimir Stryienski,** übertragen von **Oskar Marschall von Bieberstein,** nebst Anhang: Tagebuch der Franziska Krasinska, übertragen von Konrad Fischer. Preis broschirt M. 4.60, gebunden M. 5.60. Reich illustrirt.

Napoleon I. am Schlusse seines Lebens nebst 97 Illustrationen, den Aufenthalt des Kaisers auf St. Helena betreffend, von **Lord Rosebery,** ehem. englischer Ministerpräsident. Uebertragen von **Oskar Marschall von Bieberstein.** Preis brosch. M. 7.50, geb. M. 10.—.

Briefe der Madame Jérome Bonaparte (Elisabeth Patterson) von **Henry Perl.** Preis broschirt M. 2.60, gebunden M. 3.60.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Mirabeau in Berlin als geheimer Agent der französischen Regierung (1786 bis 1787). Nach Originalberichten in den Staatsarchiven von Berlin und Paris. Herausgegeben von **Henry Welschinger.** Uebertragen und bearbeitet von **Oskar Marschall von Bieberstein.** Lexikon-Format. Preis brosch. M. 7.50, elegant gebunden M. 10.—.

Briefe Napoleon I. an Josephine und **Briefe Josephines an Hortense** nebst Josephines Lebensgeschichte. Bearbeitet von der Königin Hortense, veröffentlicht von **Oskar Marschall von Bieberstein.** Mit Illustrationen und Facsimile. Preis brosch. M. 5.—, geb. M. 6.—.

Die Fürsten Dolgorukij im Dienste Kaiser Alexander I. während der ersten Periode seiner Regierung. Von **Großfürst Nikolaj Michailowitsch.** Mit 12 Original-Illustrationen. Vom Großfürsten durchgesehene autorisirte deutsche Ausgabe. Lexikon-Format. Hochelegant ausgestattet. Preis brosch. M. 6.—, geb. M. 8.—, auf Kunstdruckpapier brosch. Mk. 8.—, eleg. gebd. Mk. 10.—.

Die verstossene Josephine, 1809—1814. Von **Friedrich Masson.** Uebertragen und bearbeitet von **Oskar Marschall von Bieberstein.** Reich illustrirt. Preis brosch. M. 6.—, geb. M. 7.50.

Stephanie, Grossherzogin von Baden. Eine Adoptivtochter Napoleon I. Nach Aussagen von Zeitgenossen und bisher unveröffentlichten Dokumenten. Von **Joseph Turquan.** Uebertragen und bearbeitet von **Oskar Marschall von Bieberstein.** Preis broschirt M. 3.60, gebunden M. 4.60.

Eine
Adoptivtochter Napoleon I.
Stephanie, Grossherzogin von Baden.

Nach Aussagen
von Zeitgenossen und bisher unveröffentlichten Dokumenten
von

Jos. Turquan.

Uebertragen und bearbeitet
von

Oscar Marschall von Bieberstein.

Leipzig,
Heinrich Schmidt & Carl Günther.
1902.

DC
216.95
.S7
T965

Alle Rechte vorbehalten.

Gen. Lib.
Dept
Mrs Wm Muschenheim
6-13-61

852
3a

Inhalts-Uebersicht.

I. Capitel.

Gräfin Fanny Beauharnais. — Ihr Sohn Claudius. — Geburt Stephanies. — Ihre Kindheit. — Der erste Consul läßt sie nach Paris kommen. — Das Pensionat der Frau Campan. — Stephanie wird in demselben untergebracht. — Ihr Porträt. — Der Kaiser sucht nach fürstlichen Verbindungen für die Seinigen. — Der Plan einer Heirath zwischen der Prinzessin Auguste von Baiern und dem Prinzen Eugen. — Die Prinzessin Auguste ist verlobt mit dem Prinzen Karl von Baden. — Herr de Thiard wird heimlicher Weise nach Baden geschickt mit dem Auftrage, diese Verlobung rückgängig zu machen. — Die Unterhandlungen Thiard's — Die Prinzessin Auguste heirathet den Prinzen Eugen und Stephanie, vom Kaiser adoptirt, wird mit dem Erbprinzen Karl von Baden verlobt.

II. Capitel.

Prinz Karl von Baden. — Sein Bildniß entworfen von Frauen. — Bei Stephanie findet der Bräutigam kein Wohlgefallen. — Der Prinz verliebt sich in Stephanie. — Schüchternes Wesen auf der einen, kokettes auf der anderen Seite. — Stephanies übermüthige Streiche. — Der Kaiser interessirt sich all zu sehr für seine Stieftochter. — Die außerordentlichen Ehrenbezeugungen, welche ihr erwiesen werden sollen. — Stephanie empfängt die Glückwünsche der großen Staatskörperschaften. — Die Frage des Vortritts bei Hofe wird zu Gunsten Stephanies entschieden. — Zorn bei der kaiserlichen Familie. — Josephine legt sich ins Mittel. — Die Hochzeitsfeier.

III. Capitel.

Endlich allein! — Die Launen Stephanies. — Außerordentliche Nachsicht ihres Gemahls. — Fortdauernde Widerspenstigkeit der Prinzessin. — Ein eigenthümlicher Honigmond. — Anpassendes Verhalten Stephanies. — Eine große Fete in den Tuilerien. — Die Hoffnungen des Kaisers beleben sich wieder. — Abreise der jungen Eheleute. — Zu Hause. — Der Kaiser versieht, seine Adoptivtochter mit guten Rathschlägen. — Häusliche Angelegenheiten. — Der Krieg von 1806. — Der Kaiser und die Kaiserin in Mainz. — Prinz Karl verfügt sich auf den Kriegschauplatz und Stephanie zur Kaiserin nach Mainz. — Die dortige Hofhaltung. — Allerhand Leichtfertigkeiten. — Rückkehr des Prinzen nach Karlsruhe. — Die Feste zu Fontainebleau. — Die Ausgelassenheit Stephanie's. — Verdiente Strafpredigten. — Der Krieg von 1809. — Herr de Norvins in Baden. — Stephanie in Straßburg.

IV. Capitel.

Endlich kommt es zu einer Aussöhnung. — Das Einvernehmen sollte nicht wieder gestört werden. — Stephanie und Töchterchen. — Später bekommt sie noch einen Sohn. — Dieser stirbt. — Geburt einer zweiten Tochter. — Stephanie, sehr zu ihrem Vortheil verändert, wird eine ernste Dame. — Schwierigkeiten ihrer Lage inmitten und nach den Ereignissen von 1813, 14. 15. — Stephanie's Bemühungen, der Königin Hortense nützlich zu sein. — Krankheit des Großherzogs von Baden. — Sein Tod. — Ein seltsamer Verdacht. — Kaspar Hauser. — Seine Geschichte. — Vermuthungen Stephanie's in Bezug auf Kaspar. — Leben Stephanie's als Großherzogin-Wittwe von Baden. — Ihr Tod im Jahre 1860.

I. Kapitel.

Gräfin Fanny Beauharnais. — Ihr Sohn Claudius. — Geburt Stephanies. — Ihre Kindheit. — Der erste Consul läßt sie nach Paris kommen. — Das Pensionat der Frau Campan. — Stephanie wird in demselben untergebracht. — Ihr Porträt. — Der Kaiser sucht nach fürstlichen Verbindungen für die Seinigen. — Der Plan einer Heirath zwischen der Prinzessin Auguste von Baiern und dem Prinzen Eugen. — Die Prinzessin Auguste ist verlobt mit dem Prinzen Karl von Baden. — Herr de Thiard wird heimlicher Weise nach Baden geschickt mit dem Auftrage, diese Verlobung rückgängig zu machen. — Die Unterhandlungen Thiard's — Die Prinzessin Auguste heirathet den Prinzen Eugen und Stephanie, vom Kaiser adoptirt, wird mit dem Erbprinzen Karl von Baden verlobt.

Unsre Zeit hat eine ausgesprochene Vorliebe, rückwärts zu schauen: sie liebt die Rückblicke.

Mehr als je zuvor wird in den Details der Vergangenheiten herumgestöbert, namentlich soweit diese das Leben fürstlicher Personen betreffen.

In dem democratischen Dämmerlicht, welches über der Gegenwart hingebreitet ist, erscheinen die Fürsten als

eine Raſſe für ſich — es will Einem wenigſtens ſo bedünken und die Herren glauben es wohl gar ſelber.

Das iſt vielleicht gerade der Grund, weshalb der Zeitgenoſſe ſo ſehr dahinter her iſt, zu erfahren, was eigentlich Fürſten und Fürſtinnen in Bezug auf Eigenſchaften des Herzens, des Geiſtes, in Bezug auf Sinn für das Schöne, in Bezug auf Liebe zum Guten und zur Pflicht vor uns, die wir im Staube der Erde wühlen, voraus haben; in wiefern ihnen die erhabne und abgeſonderte Stellung, durch die ſie an einer Berührung mit uns verhindert ſind, von Rechtswegen zuſteht.

Wir ſind begierig zu wiſſen, bis zu welchem Punkte die Fürſten unſre Leidenſchaften, unſre Gebrechen theilen, wir möchten die Art und Weiſe kennen lernen, wie ſie lieben, wie ſie ſich lieben laſſen, welchen Widerſtand ſie den Verſuchungen, die ihnen wohl auf Schritt und Tritt begegnen, entgegenſetzen.

Unſre Neugier, unſer Wiſſensdrang wird beſonders von der Frage beherrſcht: in wieweit gelingt es dieſen bevorzugten Weſen, welche fortwährend auf der Bühne ſtehen, Leidenſchaft und Pflicht in Einklang zu bringen — bewehren ſie ſich darin beſſer als wir?

Zu dem Zweck müſſen wir genau zuſehen, in alle Winkel, in die Tiefen aller Falten gucken, müſſen wir den Saum des Hermelins lüften, von den fürſtlichen Stirnen die officiellen Masken entfernen. Hat man ihr Leben unverhüllt, in purer Nacktheit vor ſich — da wird man wohl manchmal den Triumph der Pflicht, den Durchbruch

des Guten sogar bei den Fürsten und Fürstinnen vermissen, welche vor Allen glänzen und gepriesen werden.

Mehr noch wie das Leben der Männer ist das der fürstlichen Frauen zu einem Gegenstand eifriger Studien geworden; Neugier — ein wenig schadenfroh aber doch wohl berechtigt — gesellt sich hinzu; sie möchte ermitteln, auskundschaften, in Erfahrung bringen, in wie weit die Fürstinnen Frauen waren.

In dem Schwarm glänzender Erscheinungen, dem wir begegnen, fordern nur wenige das Studium in dem Maße heraus, wie die Damen aus der Familie Napoleons: jene zeitweiligen Throninhaberinnen, welche zugleich Töchter der Revolution waren — daß sie ihre Diademe mit den neuen Ideen bekränzt hätten, kann niemand behaupten! Tauchten sie dieselben nicht vielmehr in den Schlamm abgestandener, veralteter Vorurtheile?

Kann man sich etwas Außergewöhnlicheres, Erstaunlicheres denken als diese Creolin von der Insel Martinique, welche kenntnißlos, ohne Geist, ohne Charakter, überraschend durch ihren Mangel an Moral, vom Schicksal erwählt wurde, um Leben und Glück eines Mannes zu theilen, deß Gleichen die Welt nicht gesehen hatte? Und dicht neben ihr, fast ebenso merkwürdig, ihre Tochter und Schwägerin, die Königin von Holland, die Mutter jenes abenteuerlichen Mannes, der es fertig brachte, sich von fast der gesammten Bevölkerung Frankreichs zum Kaiser ausrufen zu lassen. — Erscheinungen interessant, und herausfordernd wie keine!

Zu ihnen zählte auch eine Nichte jener schönen, zur Kaiserin gesalbten Creolin, eine Cousine Hortenses und des Prinzen Eugen, Vicekönigs von Italien: Stephanie de Beauharnais. Auch ihr fiel im Strudel der Zeitereignisse ein Glück zu, wie Niemand, wie sie selbst es nicht hat ahnen können.

Stephanie Louise Adrienne de Beauharnais war eine Tochter des Herrn Claudius de Beauharnais, eines Sohnes jener wunderlichen Dame, von welcher mehr oder weniger schmeichlerisch die Salons der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts soviel zu erzählen wußten: der Madame Fanny de Beauharnais. Françoise Marie Mouschard de Chaban, Gräfin Beauharnais und Roches-Baritaut war geboren im Jahre 1738; sie beschäftigte sich mit der Literatur und suchte Schriftsteller an sich zu ziehen. Da sie recht intrigant war, gelang es ihr, sich unter Ludwig XV auch in die vornehmste Gesellschaft von Paris einzuführen. Man sah sie derzeit häufig bei der Gräfin de la Tour d'Auvergne und bei der Marschallin d'Aubeterre, welche ihre Cousinen waren. Sie spielte die Geistreiche: Madame du Deffand aber, welche bekanntlich nicht die Geistreiche spielte, sondern in der That geistreich war, behauptet in einem Briefe an Horace Walpole: „Viel Geist hat diese Marquise nicht, sie giebt sich jedoch den Anschein; sie möchte gern als eine Frau gelten, die bei einem einnehmenden Aeußern weder Gefühl noch Leidenschaft kennt; sie ist übrigens ganz so wie die meisten beauharnais'schen Damen und andre, welche gern geistig

ſtark erſcheinen möchten, und dabei doch nicht den geringſten Verſtand beſitzen*).

Madame Fanny de Beauharnais war der Meinung, ſie habe mehr Geiſt als irgend ſonſt Jemand. Um ſich mit demſelben zu ſpreizen und Kenner nicht des Genuſſes zu berauben, hatte ſie Dorat, den ſtets von Liebe Schwatzenden, hatte ſie Bitaube, den jetzt faſt vergeſſenen Gelehrten, welcher den Homer überſetzt hat und Reſtif de la Bretonne, welcher mehr für die große Welt paßte als für das Schreiben von Büchern, an ſich gelockt. Viele andere von geringerer Berühmtheit hatten dasſelbe Loos: ſo kam es, daß Fanny für ſehr liebenswürdig ausgegeben wurde. De Goncourt**) aber ſagt:

„Sie war zartſinnig und geſchickt; ſie verſtand es nicht nur vortrefflich, ihre Beſucher zu empfangen und es ihnen bei ihr behaglich zu machen, ſie verſtand es auch zuzuhören oder ſich den Anſchein zu geben als horche ſie, wenn ſie auch nicht horchte. Sie hat in ihrem Leben zwei oder drei gute Bemerkungen gemacht, welche ſie ab und zu wiederholte.“

War Fanny de Beauharnais voller Güte, der Tiſch, den ſie führte, war von noch größerer Güte; man beſuchte ſie daher wohl weniger um ihres Salons als um ihres Speiſezimmers willen.

*) Correspondance complète de Madame du Deffand (E. Lescure) II. 598.

**) La société française pendant la Révolution.

Da sie leider so abgeschmackt war, sich mit der Schriftstellerei zu befassen, verscheuchte sie ihre Gäste allmählig einen nach dem anderen. Sie hat einige Romane, auch Comödien und Gedichte veröffentlicht, welche in Bezug auf Mittelmäßigkeit denen der Madame de Montesson an die Seite treten. Soll man Lebrun Glauben schenken, so wäre ihr eine weitere Lächerlichkeit nicht vorzuwerfen; man erinnert sich des witzigen Epigrammes, mit welchem Lebrun sie kennzeichnete und welches Champcenetz, wie Graf Tilly erzählt, so gern auf sich bezog: „Aëgle, schön und Dichterin“ . . ., so fängt es an.

Glücklicherweise sind die Werke der Madame Fanny de Beauharnais seit lange vergessen, dank Lebrun aber wird man der Lächerlichkeiten, welche „Aëgle, schön und Dichterin“ beging, stets gedenken.

Hätte sie wenigstens ein gutes Herz gehabt, aber das fehlte ihr leider. Noch schlimmer sah es in dieser Beziehung bei ihrem Sohn Claudius aus, dessen erste Frau eine Geborne de Lezay-Marnesia war. Dieser Ehe entstammte Stephanie, welche am 28. August 1789 das Licht der Welt erblickt hat.

Herr Claudius ging nach dem Tode der Mutter Stephanies eine zweite Ehe ein*), über der zweiten Gemahlin hat er das Töchterlein der ersten vollständig vergessen! Gräfin Fanny aber, die in den höheren Sphären

*) Diese zweite Frau wurde später Hofdame bei Caroline Murat, der Königin von Neapel.

der Poesie schwebende Großmutter, konnte sich unmöglich so weit ernüchtern, an irdische Dinge z. B. an eine kleine Enkelin zu denken. Wäre Gräfin Fanny am Ende gar darüber, daß sie Großmutter war, ärgerlich gewesen? Vor Allem dachte sie daran, zu verhindern, daß ihre Großmutterschaft bekannt würde. Sie glaubte dies am sicherſten dadurch zu erreichen, daß sie von der armen, kleinen Enkelin mit Namen Stephanie gar keine Notiz nahm.

Glücklicher Weise legte sich eine hochachtbare englische Dame ins Mittel und nahm sich der Verlassenen an; sie gab dieselbe in Pension zu früheren Nonnen, welche in Montauban eine Erziehungsanstalt leiteten.

Der General Bonaparte, der gern Alles, was ihn in Person, oder was die Glieder seiner Familie anging, in der Oeffentlichkeit betonte und vortheilhaft ausstattete, der übrigens den allen Corsen innewohnenden Familiensinn in hohem Grade besaß, hatte für Verwandte und Freunde der Seinigen viel wirkliche Güte. Es ist unter diesen, sei es daß sie der Familie seiner Gemahlin, sei es, daß sie den Familien seiner Geschwister angehörten, keiner, der sich nicht seiner Fürsorge zu erfreuen gehabt hätte. Dabei ist noch besonders zu bemerken, daß der Wohlthäter, um sich ihrer anzunehmen, es nicht erst abwartete, gebeten zu werden.

Eines Tages, als er — er war damals erster Consul — sich in den Gemächern seiner Gemahlin befand, überreichte ihm diese ein Gedicht von der Tante Fanny, in welchem

der Sieger von Marengo gefeiert nnd verherrlicht war. Bonaparte, der ja an gelehrte, oder dichtende Frauen in der Familie nicht gewöhnt war, erstaunte nicht wenig und erklärte nach Durchsicht des Poems, daß die Absicht der Dichterin wohl eine gute gewesen wäre, wenn auch die Verse zu wünschen übrig ließen; jedenfalls träten dieselben mit einer gewissen Anmaßung auf. Bonoparte war der Meinung, daß die Tante Fanny ihm für die Wohlthaten, mit denen er sie bereits überhäuft hatte, ihren Dank zollen wollte; er fügte daher noch einige anerkennende Worte über das stets wohlwollende Verhalten des alten Blaustrumpfs hinzu.

Die Unterhaltung wandte sich dann auch dem Sohne der Poetin, dem „Monsieur Claudius de Beauharnais" zu und so kam man auch schließlich auf die kleine Stephanie zu sprechen. Nachlässig warf Josephine die Bemerkung hin, der Vater hätte das Kind im Stich gelassen, die Großmutter desselben habe mit ihrer Literatur so viel zu thun, daß sie sich um die Enkelin nicht kümmern könne . . . ., übrigens wäre diese von einer Engländerin im Süden Frankreichs in Pension gegeben. Josephine schien sagen zu wollen: es ist noch zu früh, um von dieser Stephanie zu reden.

Bonaparte aber war ganz empört über die Gleichgültigkeit Josephines für ihre Nichte. Wenn die Beauharnais, Vater und Großmutter, das Kind in Stich ließen, so wäre es doch Josephines Pflicht, sich desselben anzunehmen.

„Wie kannst Du nur", rief er, „so Etwas zugeben? Eine Deines Namens unter der Obhut einer Fremden, einer Feindin, einer Engländerin! .... Fürchtest Du denn nicht, daß eines Tages Dein Andenken darunter leiden muß?"*)

Unangenehm berührt es in der That, daß Josephine, die doch für ihre Toilette im Jahre mehr als eine Million verausgabte, die keiner ihrer Launen Schranken setzte, ihre Nichte der mitleidigen Unterstützung einer Engländerin überließ; es war um so weniger schön als Frankreich damals mit England Krieg führte.

Noch weniger verzeihlich ist allerdings das Betragen des Grafen Claudius de Beauharnais. Wie war es nur möglich, daß er die Pflichten gegen sein Kind so vollkommen verleugnete? Er hatte sich allerdings wieder verheirathet, aber darin lag doch kein Grund, daß seine Tochter aus erster Ehe ihn nichts mehr anging. Was die Gräfin Fanny betrifft, welche durch die Spenden Napoleons standesmäßig erhalten wurde, so fühlte sie sich wahrscheinlich, wie Sganarelli, über Alles beruhigt und vollkommen befriedigt, wenn sie gut gegessen und getrunken hatte: die Beauharnais sind durch die Bank Egoisten!

„Befürchtest Du nicht, daß Dein Andenken eines Tages leiden wird", hatte der erste Consul in gerechtem Zorne ausgerufen; als ob das Andenken dieser „guten" Josephine durch Nichts weiter getrübt wäre als durch ihre Gleichgültigkeit einer Nichte, der Nichte ihres

*) „Tagebuch von St. Helena". Schmidt & Günther, Leipzig 1899.

ersten Gemahls gegenüber — man muß wirklich die Aeußerung Bonapartes, der doch Josephines mit bösen Streichen und Untugenden belastete Vergangenheit kannte, für eine Naivetät sonder Gleichen erklären.

Es war bekanntlich nicht Bonapartes Art, durch Einwendungen und unnütze Worte seine Handlungen zu beeinträchtigen; er ging stets sogleich zu Thaten über. Er entsandte denn auch in diesem Falle sofort einen Courier nach Montauban mit dem Befehl an den dortigen Präfekten, das Kind ungesäumt nach den Tuilerien zu schaffen. Die guten Nonnen aber, denen dasselbe anvertraut war, widersetzten sich, denn der Befehl des Consuls war von keiner Vollmacht des Vaters begleitet. Nun versah sich Bonaparte schnell mit der Einwilligung des Grafen Claudius und schickte einen zweiten Courier an den Präfekten ab. Diesmal waren alle zu verlangenden Papiere in Ordnung und Herr de Lezay-Marnésia, der Onkel der Kleinen, ließ sich dieselbe ausliefern und brachte sie persönlich nach Paris.

Stephanie, welche in dem Erziehungshause zu Montauban ganz glücklich gewesen war und die guten Nonnen, welche sich viel mit ihren Zöglingen beschäftigten und in der schulfreien Zeit mit denselben spielten, aufrichtig liebte, weinte bitterlich: die Trennung verursachte ihr viel Herzeleid; namentlich aber fürchtete sie sich davor, nach Paris zu gehen, zu einer Tante, welche sie nie gesehen, welche sich nie um sie gekümmert, und welche, wie man ihr erzählt hatte, einen republikanischen General geheirathet

hatte, der das Oberhaupt der Regierung wäre. Es waren damals in der Provinz, namentlich unter früheren Kloſterleuten, über die Zuſtände in Paris die ſchrecklichſten Gerüchte verbreitet und die arme Kleine in ihrer kindlichen Einbildung verging vor Furcht mitten in dieſes Getriebe hinein zu gerathen.

Bei ihrer Ankunft in den Tuilerien wurde ſie vom erſten Conſul zärtlich empfangen, auf beide Wangen geküßt und mit reizenden Spielſachen beſchenkt, auch die Tante Joſephine geizte nicht mit ihren Gaben: Joſephine fand Stephanie „hübſch und fein in ihren Manieren“*).

So wandelten ſich denn gar bald die Anſchauungen der Kleinen, welche in eine roſige Zukunft zu ſehen glaubte. Wohl dachte ſie zuweilen noch an die Nonnen in der Provinz zurück, beſonders wenn ſie ſich unter der bunten Menge, welche die Säle der Tuilerien füllten, verlaſſen vorkam, allein, ſie ſah ſo viel Neues, ſah die an den Thüren wie Bildſäulen ſtehenden Soldaten, ſah Generäle und andere Offiziere in prächtigen Galauniformen einherſtolziren, ſie erſtaunte vor der ſchimmernden Pracht der Gemächer, vor dem imponirenden Ceremoniel — ſchließlich fühlte ſie ſich in ihrer kindlichen Eitelkeit geſchmeichelt, denn ſie hörte ſo viel ſanfte, freundliche, liebkoſende Worte, und dieſe gefielen ihr doch beſſer als die gelegentlichen Scheltereien der Nonnen in Montauban. Und dann — die Tante ließ ihr ſo ſchöne Kleider und ſo ſchöne Hüte

*) Madame de Rémusat; Mémoires II. 256.

machen, gab ihr Bänder, Puppen und Geschmeide — mußten da nicht alle Erinnerungen an die ernsten, frommen Hüterinnen ihrer Kindheit erbleichen? Sie vergaß sogar zuweilen im Rausch ihrer Freude, vernünftig zu sein und es zeigte sich bei ihr schon damals das, was man einen „schwierigen Charakter" nennt.

Nach einigen Wochen, nachdem sie mit allem Nöthigen glänzend ausgestattet war, eröffnete man ihr, daß sie sich nun genug ausgeruht hätte, daß keine Zeit verloren werden dürfe, daß man sie, um ihre Erziehung zu vollenden in eine Pension geben würde. Man ermahnte sie, sich dort gut aufzuführen, denn sie würde sich inmitten von jungen Mädchen der „vornehmsten" Familien befinden. Man sagte ihr, daß ihre Cousine Emilie, die Tochter des Marquis François de Beauharnais, welche Herrn de Lavalette geheirathet hatte, in dem Pensionat erzogen worden wäre; daß ihre Cousine Hortense noch dort weile, daß diese sehr liebenswürdig sei und gewiß ihre Freundin werden würde.

So befand sich denn unversehens die kleine Stephanie in der bekannten Erziehungsanstalt der Frau Campan. Diese Anstalt bestand damals noch nicht lange. Als die Revolution die geistlichen Orden, welche bis dahin das Monopol der Jugenderziehung besaßen, aufgelöst hatte, spürte Frau Campan, eine frühere Kammerfrau Marie Antoinettes, gerade wie Madame de Genlis, den Beruf, die Jugend zu erziehen. Nach dem Tode der Königin war sie durch die politischen Umwälzungen aller Mittel

beraubt worden, sie war gezwungen, irgend etwas zu ergreifen, wodurch sie sich und viele Glieder ihrer Familie, welche durch die Ereignisse ihr zur Last fielen, ernähren konnte. So war sie auf den Gedanken gekommen, ein Pensionat zu gründen. Als weltkluge Frau richtete sie es für junge Mädchen aus reichen Familien ein. Als sie sich nach dem 9. Thermidor an die Arbeit machte, besaß sie nichts als eine Assignate über 500 Francs; durch die Geringfügigkeit dieser Fonds aber ließ sie sich nicht entmuthigen. Sie wählte als Sitz ihres Institutes die kleine Stadt Saint-Germain-en-Laye, welche durch die Nähe von Paris und Versailles, durch die gesunde Lage auf einem das Thal der Seine beherrschenden Plateau, durch ihre reine Luft, durch ihren Park und ihren Wald sich der Aufnahme von Zöglingen besonders empfahl. Um die Kinder katholischer Familien anzulocken, hatte sie sich mit einer Nonne in Verbindung gesetzt. Sie selbst übernahm den wichtigsten Theil des Unterrichts und die Verwaltung. Natürlich war es mit der bloßen Gründung eines Erziehungsinstitutes nicht gethan; es war doch erforderlich, dieselbe bekannt zu machen und Zöglinge anzulocken. Wie aber sollte das ohne Geld geschehen? Frau Campan überwand auf das Geschickteste alle Bedenken und Hindernisse. Da sie die Druckkosten der Prospekte nicht aufbringen konnte, so schrieb sie dieselben eigenhändig, wozu sie manchen Tag und manche Nacht verwendete. Sie schickte dieselben auf's Geradewohl an Familien, welche sie gekannt hatte als sie noch Kammerfrau der Königin

war und welche in Frankreich geblieben, oder von der Emigration zurückgekehrt, den Unwettern der Revolution glücklich entronnen waren.

Es dauerte nicht lange und die Schülerinnen stellten sich ein; Frau Campan hatte deren am Ende des Jahres bereits sechzig, bald darnach hundert. Sie ging sehr geschickt vor, verstand es, überall hin das Gerücht auszustreuen — sowohl in Paris als in der Provinz — daß die vornehmsten und reichsten Familien Frankreichs ihrem Institut ihre Töchter anvertrauten, führte auch Namen an. Diese pfiffige Reklame hatte den Erfolg, daß sich mehr Elevinnen bei ihr einfanden, als sie sich je gedacht hätte. Wenn die alten, vornehmen Familien ihr ihre Töchter zuschickten, so thaten die Lieferanten, die Bankiers, die Wucherer — alle mehr oder weniger Spitzbuben aber reich und darauf bedacht, ihre Töchter von dem Wust ihres Handels und Wandels fern zu halten — desgleichen. In ihrem Emporkömmlingsstolz hielten diese Leute die Gelegenheit für günstig, darzuthun, wie reich sie wären und wie sehr sie verständen, es zu sein. Mußten nicht ihre Töchter in einem so vornehmen Pensionat die glänzendsten Beziehungen anknüpfen und durch diese vortheilhaft in der großen Welt eingeführt werden? Müßten sie nicht dadurch auch Gelegenheit zu glänzenden Parthien finden?

Der Name der Frau Campan flößte den Familien ein vollkommenes Vertrauen ein. Diese Frau, damals noch jung, hatte in der Nähe den glänzendsten Hof, den

es gab, gesehen, und dieser Hof hatte zugleich in Bezug auf Chic und Eleganz den Ton angegeben; den Hof von Frankreich erkannten ja die Höfe von ganz Europa als Muster an. So war denn die Campan, kaum daß ihr Institut in Saint-Germain gegründet war, auch schon auf dem Wege, reich zu werden.

Frau Campan gab ihren Elevinnen eine Erziehung, welche in Berücksichtigung der damaligen Zeit in der That ziemlich sorgfältig zu nennen ist; man wirft ihr nur vor — was sie jedoch in ihren Briefen unter Anführung von Beweisen leugnet — daß sie eine allzu große Bevorzugung denjenigen jungen Mädchen zuwandte, welche reichen oder einflußreichen Familien oder solchen angehörten, welchen eine große Zukunft bevorstand. Es ist jedenfalls erwiesen, daß sie für diese eine außerordentliche Nachsicht an den Tag legte und sie lieber in süßem Nichtsthun beließ, als sie durch Tadel oder durch Zwang zur Beschäftigung zu erzürnen. Sie hatte auf diese Weise in ihrer Anstalt, in welcher doch eine absolute Gleichheit der Pensionairinnen hätte herrschen sollen, eine Art arristokratischer Coterie geschaffen. Auch sonst erinnerte ihr Erziehungssystem gar sehr an den früheren Hof, und hatte einen gewissermaßen royalistischen Beigeschmack, wie er ja dem ersten Consul nichts weniger als zuwider war. Trotz einiger Handarbeiten, bestimmt für die Armen, hatte die Erziehungsmethode etwas für jetzige Anschauungen sehr Oberflächliches: es fehlte ihr an Ernst und die jungen Mädchen wurden gerade nicht für die rauhen Ansprüche des Lebens

und die Würde einer Familienmutter erzogen. Es wurde unter anderem ein allzu großer Werth auf gewisse Künste wie z. B. den Tanz gelegt; das war ein Fehler, für welchen der Geschmack der Zeit vielleicht mehr verantwortlich ist als die Frau Campan. Ihre Methode ging mehr darauf aus, die jungen Mädchen dahin zu bringen, daß sie sich hervor thäten, daß sie in der Jagd nach einem Gatten Erfolg hätten, als daß sie Dem, der sich fangen ließ, eine angenehme, sanfte, gute Lebensgefährtin, eine ihren Pflichten bewußte Mutter würden.

Die Erziehungsanstalt zu Saint-Germain war also Mode geworden. Mit wenigen Ausnahmen gehörten die Pensionairinnen den Familien des alten Adels, den Größen der Finanz und einer neuen durch die Revolution emporgehobenen Gesellschaftsschicht an. Der Ton im Allgemeinen war ein hocharistokratischer, außer dem Fräulein Hortense de Beauharnais, der Stieftochter des ersten Consuls, fand unsre kleine Stephanie bei der Campan ein Fräulein Zoé Talon, Tochter des berühmten Präsidenten Omer Talon, vor, welche später als Gräfin du Cayla die Favoritin Ludwig XVIII wurde; ferner: Fräulein Aimée le Clerc, die Schwester des Generaladjutanten le Clerc, aus welcher später die Marschallin Davout wurde; ferner: Fräulein de Syré, welche Herrn Nicolai heirathete; Fräulein Hulot, welche eben im Begriff war, das Pensionat zu verlassen, um sich mit dem General Moreau zu verheirathen; Fräulein Macdonald, die Tochter des nachherigen Herzogs von Tarent; Fräulein Isabey, Tochter des Malers; Fräulein de Faudoas,

eine entfernte Verwandte der Madame Bonaparte, welche eines Tages die Generalin Savary, später Herzogin von Rovigo wurde; die beiden Fräulein de Valence, Enkelinnen der Madame de Genlis, Großnichten der Madame de Monteſſon, von denen die eine unter der Juliregierung den Marſchall Gérard heirathete; Fräulein de Marbois, welche zur Herzogin von Piacenza wurde. Später kam noch Fräulein Caroline Bonaparte, die jüngſte der Schweſtern des erſten Conſuls, ſpätere Königin von Neapel*) hinzu, um die Zahl der eleganten jungen Mädchen zu vermehren, welche vom Schickſal auserſehen waren, nicht allein Beherrſcherinnen der Salons und der Herzen der Männer, ſondern auch wie z. B. Stephanie mit dem Hermelin geſchmückt über Völker zu herrſchen.

Es kommt Einem nach Allem ſo vor, als habe die Moral gerade keine große Rolle in dem Erziehungsſyſtem der Campan geſpielt; denn es waren unter den Damen, welche hier aufgeführt wurden, doch nur wenige pflichttreu und ehrenhaft. Fräulein Zoé Talon zum Beiſpiel, welche, ehe ſie die Maitreſſe Ludwig XVIII wurde, die Freundin des Herzogs von Rovigo geweſen war, hat kein Recht auf den Titel einer ehrbaren Frau; und Fräulein de Faudoas, welche mit dem General Sebaſtiani und mit Napoleon, wie es heißt, ein Verhältniß gehabt hatte, verdient die Bezeichnung auch nicht, von Caroline Bonaparte

*) Man vergleiche: „Die Schweſtern Napoleons", J. Turquan (bei Schmidt & Günther, Leipzig).

wissen wir, daß sie, nachdem sie Murat geheirathet hatte, in ihrem Boudoir „diplomatische Verhandlungen" z. B. mit Junot, mit Metternich, mit la Bauguyon, mit Daure u. s. w. abhielt; Fräulein Denuelle de Laplaigne hatte bekanntlich einen Sohn von Napoleon*), Hortense sogar, die am höchsten geschätzte Elevin der Campan, zeigte in ihrem sittlichen Verhalten einen ebenfalls recht bedauerlichen Leichtsinn**). Man kann daraus auf den in der Campanschen Anstalt herrschenden Ton schließen.

Stephanie gefiel sich in ihrem neuen Heim nicht übel, zumal die Campan an ihr viel Wohlgefallen hatte. Es war erstaunlich, mit welchen besondern Aufmerksamkeiten die Direktorin ihre neue Pensionairin umringte, wie sie dieselbe stets in den Vordergrund zu stellen suchte, sei es bei den Kinderkomödien, welche in der Pension aufgeführt wurden, sei es bei den wohlthätigen Ausstellungen, welche immerhin das Gute hatten, daß sie einigen Bedürftigen Hülfe brachten.

Als man sich eines Tages zu Gunsten einer armen Frau, welche Mutter von Drillingen geworden war, an die Campan gewendet hatte, entsandte diese sogleich — es wird Vielen vorkommen als wäre es nicht in der Ordnung — vier ihrer Elevinnen in die Hütte der Wöchnerin; Stephanie war eine der vier. Von dem Ereigniß ist die Rede in einem Briefe der Campan an Hortense, welche

*) Man sehe: Fr. Masson „Napoleon und die Frauen", Seite 164, (Schmidt & Günther, Leipzig).

**) Man sehe: „Die Königin Hortense" von J. Turquan, (Schmidt & Günther, Leipzig).

damals bereits das Institut verlassen hatte; die betreffende Stelle lautet:

„Wenn Ihre Mama einige Louis'dor bewilligen würde, so könnten wir der armen Frau ein behagliches Heim schaffen, womit Fräulein Stephanie beauftragt werden würde"*).

Die Campan schrieb häufig an die von ihr so sehr umschmeichelte Hortense. Hatte Hortense nicht den General Bonaparte, den ersten Consul, den allmächtigen Repräsentanten der Staatsgewalt, zum Stiefvater? Die frühere Kammerfrau hatte sich Höflingsmanieren angeeignet, die ihr sehr zu statten kamen, sie war sehr bedacht darauf, Beziehungen zu hohen Personen anzuknüpfen.

Einer ihrer Briefe aus dieser Zeit an den ersten Consul hat folgenden Tenor:

„Ich bin sehr zufrieden mit Fräulein Stephanie; sie ist sehr fleißig und entwickelt sich aufs Beste in ihren Charaktereigenschaften. Bei einiger Ausdauer werde ich mir eine schmeichelhafte Anerkennung verdienen."

Unter dem 4. Februar 1804 schreibt sie:

„Ich bin außerordentlich zufrieden mit Fräulein Stephanie de Beauharnais." — Und dann später noch:

„Ich bin sehr zufrieden mit Stephanie Beauharnais. Man wirke nur dahin, daß sie nicht verleitet wird."

Stephanie aber scheint trotzdem „verleitet" zu werden, denn unter dem 10. Juli 1805 schreibt die sichtlich besorgte Frau Direktorin:

*) Correspondance de Madame Campan avec la reine Hortense (Brief vom 26. März 1803).

„Fräulein de Beauharnais ist sehr fleißig — und mit besonderem Erfolge seit sie nicht mehr dem Fräulein de Tascher, die durch schwächliche Gesundheit am Arbeiten verhindert war, Gesellschaft zu leisten braucht. Wenn die Kaiserin es gütigst unterlassen wollte, das Fräulein abzulenken, so wird aus demselben innerhalb eines Jahres eine sehr liebenswürdige Dame geworden sein."

Stets zu Schmeicheleien aufgelegt und stets bedacht, ihre Sorgfalt als Lehrerin glänzen zu lassen, schreibt sie sechs Tage später an Hortense:

„Es ist wirklich außerordentlich wie Fräulein Stephanie seit ihrer Rückkehr aus Saint-Leu vorgeschritten ist. Sie hat alles Zeug, ein sehr liebenswürdiges Wesen zu werden — vorausgesetzt, daß man sie nicht in Saint-Cloud behält. Niemals waren die Paläste der Könige gute Bildungsstätten für junge Damen; die Vergnügungen, der Geschmack an Prunk und Schmeicheleien verdirbt nicht nur Diejenigen, welche noch sehr jung sind, sondern auch Die, welche sich schon entwickelt und ausgebildet haben, falls sie nicht, mit soliden Grundsätzen ausgestattet, sich bei Hofe einfinden. Suchen Sie also, wenn es Ihnen irgend möglich ist, dahin zu wirken, daß Stephanie bis zu ihrer Verheirathung*) bei mir bleibt, Sie würden ihr einen großen Dienst erweisen, ebenso mir, denn mir würde sonst die Erziehung, eine Erziehung sozusagen unter den Augen

*) Hortense hatte lange vor ihrer Verheirathung die Anstalt der Campan verlassen; daß die Mutter sie vor Vollendung ihrer Erziehung fortnahm, liegt wohl in selbstsüchtigen Wünschen derselben.

des Kaisers, nicht glücken; mit seinem durchdringenden Blick würde er stets sagen: das ist Nichts, oder das ist schlecht, würde aber nicht die Zeit haben, nach den Gründen zu forschen, weshalb es schlecht ist. Ich theilte ihm mit, daß Fräulein Tascher unsre liebe Stephanie gern mitgenommen hätte, daß sich Beide aber gegenseitig schaden würden. Ich kann Ihnen nur wiederholt versichern, daß sie in einem Jahre, wenn mir fernerhin die Leitung anvertraut bleibt, die Liebenswürdigkeit selbst sein wird."

Es ist unzweifelhaft interessant, die Meinung, welche Frau Campan von Stephanie hatte, kennen zu lernen; diese Meinung wird zur Erklärung für gewisse Eigentümlichkeiten, welche bei Stephanie nach deren Austritt aus der Anstalt zu Tage traten: Stephanie hätte allerdings zu ihrem und ihres zukünftigen Gemahles Bestem noch zwei oder drei Jahre in Saint-Germain verbleiben sollen.

In dem eben angeführten Briefe findet sich auch eine Analyse vom Charakter Stephanie's, die Campan schreibt nämlich des Weiteren:

„Ich finde in ihr eine seltsame Mischung von Lernfähigkeit, von Eigenliebe, von Eifer, von Trägheit, von Liebenswürdigkeit, von Geist, von Leichtsinn, von Stolz und Frömmigkeit. Das sind lauter Dinge, denen man den richtigen Platz anweisen muß; je nach dem sie gut oder schlecht vertheilt werden, werden sie einen verschiedenen Einfluß auf ihr Glück oder ihr Unglück — auch auf meinen Ruhm oder auf das Gegentheil — haben. Man muß sich in Acht nehmen, jungen unbedachten

Damen Zutritt an dieſem Hofe zu gewähren; die Männer werden es ſchwer finden, ſie im Zaume zu halten.“

„Unbedacht“ — das war in der That Stephanie! Treffender kann man ſie nicht charakteriſiren; die Campan ſcheint voraus geſehen zu haben, daß Leichtſinn, Launen und ein ungeregelter Stolz dem künftigen Gemahl ihrer Elevin viel zu ſchaffen machen würden.

Stephanie war als ſie St. Germain verließ ein nur oberflächlich erzogenes, eigentlich ein verzogenes Kind; ſie hatte in den Tuilerien ſo viel Flimmer und Schimmer geſehen, man hatte für ſie in Saint-Germain ſo viel Rückſichten gehabt, ſowohl ſeitens der Lehrerinnen als ſeitens der Schülerinnen, daß ſie gewiß in ihrem Innern dachte, ſie müſſe doch ſehr einfältig ſein, wollte ſie ſich mit dem Lernen —, das Lernen von Tänzen ausgenommen — viel quälen.

Viel lernte Stephanie alſo nicht; ſpäter, erſt nach ihrem Austritt aus der Penſion, machte ſie ausgiebige Studien und zwar im — Kokettiren. Während ihrer Penſionatszeit, inmitten ihrer Geſpielinnen, hatte ſie ſich ſchon als ſehr lebhaft, etwas eingebildet, ſchelmiſch, ſtets und über Alles lachend, erwieſen. Sie hatte ſich unzweifelhaft zu einer anmuthigen, ja verführeriſchen jungen Dame entwickelt, im Uebrigen aber war, wie die große Welt es ja nicht anders will, alles an ihr Schein.

Stephanie hatte blondes, goldfarbig ſchillerndes Haar und Augen von ſaphirhellem Blau.

„Ich habe wenige Frauen in meinem Leben gekannt,“

schreibt die Herzogin von Abrantes, „wie das damalige Fräulein Stephanie de Beauharnais. Diese junge Dame vereinte in sich Alles, was wohlgefällig zu nennen wäre in Bezug auf Grazie, auf Manieren und auf äußere Vorzüge überhaupt; sie besaß Alles, was eine inmitten der großen Welt stehende Frau nur wünschen kann; sie war sicher bei festlichen Gelegenheiten allgemein zu gefallen, denn es gesellte sich zu ihrem liebreizenden Aeußern ein einschmeichelndes Wesen; sie mußte bei Männern Bewunderung finden, bei Frauen einer bereitwilligen Verzeihung begegnen, denn sie verstand es, sich diesen freundlich und zuvorkommend zu erweisen“*).

Man liest zwischen den Zeilen dieser Schilderung heraus, daß Stephanie eine pfiffige Kokette war. Sollte an ihrem Antlitz irgend ein Tadel zu finden gewesen sein, so wäre es ein allzu stark zurücktretendes Kinn und eine zu weit vorgestreckte Haltung des Kopfes. Ob die Frauen ihr wirklich ihre Erfolge verziehen haben, welche sie ebenso sehr ihrem vortheilhaften Aeußern, ebenso sehr ihrem hohen Range, als ihrer Koketterie verdankte, bleibe dahingestellt.

Sie zog nach Absolvirung des Pensionats in die Tuilerien; da man wußte, daß der Kaiser willens war, sie an Kindesstatt anzunehmen, daß sie eine kaiserliche Prinzessin sein würde, so wandte sich ihr die allgemeine Aufmerksamkeit zu, und man wurde gewahr, daß das, was Stephanie am Besten gelernt hatte, die Kunst zu gefallen

*) Duchesse d'Abrantès: „Mémoires“ V. 542.

war. Man entdeckte auch bei ihr eine gewisse Herzensgüte, die sie jedoch nicht Jedermann zu Theil werden ließ — so vermeldet des Weiteren die Abrantes. Pflichtgefühl besaß Stephanie nicht. Sie war launenhaft, auch ziemlich hochfahrend: dahingestellt bleibe, ob sie ihrer Tante und ihrer Cousine Hortense nachahmte, oder ob die genannten Eigenschaften ihr als Familienerbtheil in Fleisch und Blut steckten. Gemeinhin werden Damen, wie Stephanie bewundert. Naive oder unkundige Leute halten deren gefallsüchtiges Wesen für durchaus erklärlich und bleiben hartnäckig bei ihren durch äußere Eindrücke hervorgerufenen Anschauungen selbst dann noch, wenn sie bemerken mußten, daß sie getäuscht und genarrt wurden: auch dann noch sind diese naiven Beurtheiler zu verzeihen geneigt — als wäre die Frau, die ihnen Leid zufügt, von vollkommener Art als sie selbst; sie werden nicht gewahr, daß solche gefallsüchtigen Frauen meist wenig empfehlenswerthe innere Herzenseigenschaften besitzen. Welche Enttäuschung, welcher Kummer für einen Mann von Herz, welcher durch seine Lebensunerfahrenheit solchen Puppen — einige sagen „niedlichen Thierchen" — ins Netz getrieben ist, wenn er einsehen muß, daß Diejenige, welche er liebt, durchaus herzlos ist, daß sie Das, was sie an Geist besitzt, dazu verwendet, noch bei anderen Männern ihre Künste zu versuchen: Künste, welche der Unerfahrene in seiner Verblendung und Eitelkeit als ein Zeichen der ihm gehörenden Liebe auffaßt.

Der General Bonaparte hatte einige Kenntniß von

derlei Dingen, nachdem er sich von der früheren Maitresse Barras' hatte bethören lassen.

Der junge badische Prinz, welcher durch das Votum der napoleonischen Politik der Nichte Josephines als zukünftiger Gemahl bestimmt war, aber sollte schon vor seiner Verheirathung ähnliche, vielleicht noch weit grausamere Erfahrungen machen.

Es ist schwierig, die Zeit genau zu bestimmen, in welcher Napoleon den Plan gefaßt hat, die Glieder seiner oder der Famile seiner Gemahlin mit den regierenden Fürstengeschlechtern Europas zu verbinden. Die Idee, die Dynastie, welche er gründen wollte, mit den alten europäischen Fürstengeschlechtern zu verbinden, war unzweifelhaft eine politisch kluge, obwohl sie sich schließlich doch als eine nachtheilige erwiesen hat; sie stammt wohl aus den ersten Jahren des Empire; wahrscheinlich entstand sie während der Reise, welche Napoleon mit der Kaiserin an den Rhein unternahm; bei dieser Gelegenheit lernte er deutsche Prinzessinnen und Prinzen kennen*). Er beauftragte

*) Der General Ségur erwähnt folgenden Vorfall, welcher von den wohlwollenden Absichten des Kaisers in Bezug auf den Prinzen von Baden Zeugniß ablegt:

„In Mainz, mitten im Gedränge der deutschen Fürsten, hörten wir wie bei einem Lever Napoleon den jungen Erbprinzen von Baden fragte, was er am Abend zuvor gethan hätte; der Prinz antwortete voller Verwirrung, er hätte sich in den Straßen ergangen, worauf der Kaiser ihm zürnend bemerkte:

„Das war nicht recht; Sie hätten lieber sollen nach den Befestigungen hinaus gehen und sich über dieselben unterrichten. Wer weiß! vielleicht

damals Herrn Otto, mit dem Kurfürſten von Baiern, die Heirath zwiſchen deſſen Tochter Auguſte und dem Prinzen Eugen, dem Sohne Joſephines, einzufädeln. Die Unterhandlungen kamen zunächſt nicht recht vom Fleck, und zwar deshalb, weil die Prinzeſſin Auguſte mit dem Prinzen Karl von Baden, dem Thronerben und Enkel des regierenden Kurfürſten von Baden, verlobt war. Die Kurfürſtin von Baiern hielt es nicht für rathſam, dieſes ihr günſtig erſcheinende Heirathsprojekt aufzugeben, ihrem Gemahl, dem Kurfürſten, aber lag gar nichts daran, ſeine Tochter dem Sohne einer Joſephine Beauharnais zur Gemahlin zu geben.

Napoleon wurde ſchließlich ungehalten über den langſamen Fortſchritt der Verhandlungen und ließ eines Tages — es war am 21. Juli 1805 — Herrn de Thiard, einen ſeiner Kammerherren, welcher damals in hoher Gunſt ſtand, zu ſich rufen; er weihte dieſen Herrn in das Geheimniß der bisherigen Verhandlungen ein und beauftragte ihn, die Sache zu einem ſchnellen und glücklichen Ende zu führen.

Herr de Thiard, ein zurückgekehrter Emigrant, hatte mit Auszeichnung zehn Jahre lang in der Armee Condé's gedient, ſich aber nunmehr dem Geiſte der Neuzeit anbequemt. Er war am Tage der Krönung zum Kammerherrn

müſſen Sie eines Tages die Stadt belagern. Wer hätte mir damals, als ich mich als einfacher Artillerieoffizier in Toulon erging, geſagt, daß es mir beſtimmt wäre, die Stadt mit Gewalt zu nehmen". (Général de Ségur: „Mémoires" I. 140.")

ernannt worden, und fand bald durch den Takt seines Verhaltens, durch die aristokratische Feinheit seiner Manieren ebenso, wie durch seinen schlagfertigen Witz den Beifall Napoleons. Dieser Eigenschaften wegen, auch deswegen, weil Herr de Thiard fließend Deutsch sprach und als Emigrant an den kleinen deutschen Höfen des rechten Rheinufers viel Freunde gewonnen hatte, beschloß Napoleon, ihm die Fortsetzung der geheimen Verhandlungen zu übertragen.

Er war in der That nicht leicht, einen Erfolg zu erzielen; vor allem mußte der Kurfürst von Baiern dahin gebracht werden, auf den Schwiegersohn, welche seine Gemahlin für die Prinzessin Auguste auserwählt hatte, zu verzichten: zum Glück war die Verlobung noch keine offizielle. Man konnte vielleicht, um sie aufzulösen, die Verschiedenheit der religiösen Bekenntnisse betonen; der Prinz Karl war protestantisch, die Prinzessin Auguste aber — wie Prinz Eugen — katholisch. Allein dies war das richtige Terrain nicht, auf welchem die Verhandlungen Erfolg versprachen. Eine zu überwindende Hauptschwierigkeit lag darin, bei dem Kurfürsten von Baiern die Verzichtleistung seiner Tochter, auf das auch von dieser gebilligte Heirathsprojekt zu erlangen. Sodann — dies war eine zweite Schwierigkeit — kam es darauf an, bei dem Kurfürsten von Baiern, Maximilian Joseph, welcher einem sehr alten Fürstenhause angehörte, die von sieben oder acht Jahrhunderten zu unverletzlichen Gesetzen erhärteten Vorurtheile zu beseitigen. Der Gedanke, ein Glied

seiner Familie an Jemanden von nicht fürstlichem Stamme, an den Sohn einer Josephine Beauharnais, den Stiefsohn eines Mannes zu verheirathen, welcher in den Augen von ganz Europa den Triumpf der Revolution versinnbildlichte — das war für Maximilian Joseph schrecklich!

Kurzum, es traten dem Plane Napoleons große Schwierigkeiten entgegen. Daß es einige häßliche Flecken im Leben der Mutter Eugens, des neugebackenen Prinzen gab, konnte Niemand leugnen: es gab aber auch im Leben des Kaisers selbst solche Flecken, besonders einen Blutflecken, ebenso frisch wie das Prinzenthum Eugens, nämlich die Ermordung des Herzogs von Enghien — groß mußten die Vortheile sein, welche *solche* Einwände aufwögen.

Es kostete also viel Mühe, die Einwilligung des Hauses Baiern zur Auflösung der Verlobung der Prinzessin Auguste mit dem badischen Prinzen zu erlangen; Napoleons persönlicher Einfluß mußte herangezogen werden; der Kurfürst von Baiern wurde schließlich dadurch gewonnen, daß man in ihm die Hoffnung erweckte, Napoleon würde das baierische Land erheblich vergrößern — diese Hoffnung erfüllte sich auch in der That sechs Monate später und zwar über alle Erwartungen hinaus, indem dem Ländererwerb auch noch die Königskrone hinzugefügt wurde. Als Motiv für die schließliche Nachgiebigkeit des baierischen Fürsten spielte auch Furcht eine große Rolle: auf was konnte man sich nicht gefaßt machen, wenn durch eine Ablehnung der Zorn des bereits allmächtigen Napoleon

wachgerufen wurde? Daß Intereſſe und Furcht als Triebfedern fürſtlicher Handlungen kein Lob verdienen, iſt wohl allgemein anerkannt.

In Napoleons Augen waren die angeknüpften Verhandlungen von großer Bedeutung als weſentliche Beſtandtheile ſeiner damaligen Politik; er wollte jedoch nicht, daß ſein Geſandter irgend Etwas davon in der baieriſchen Hauptſtadt durchblicken ließ.

Nachdem er Herrn de Thiard im Allgemeinen nach dieſer Richtung hin inſtruirt hatte, gab er demſelben auch noch Einiges in Bezug auf die Stimmung am Hofe von Karlsruhe an die Hand; er fügte hinzu, der Miniſter des Aeußern, Herr de Talleyrand, werde mündlich oder ſchriftlich ergänzende Einzelheiten folgen laſſen*).

Auf die politiſchen Entſchlüſſe ſeitens der badiſchen Regierung waren damals drei Perſonen von Einfluß; der regierende Kurfürſt, die ihm margonatiſch angetraute Gräfin Hochberg**) und die ſogenannte „Markgräfin", die Wittwe des älteſten Sohnes des Kurfürſten, und Mutter des Thronerben Karl. Endlich wohl auch noch der Prinz Ludwig, Schwager der Markgräfin, d. h. ein Bruder vom Vater des Thronerben.

Der Kurfürſt von Baden war damals ein fünfundſiebzigjähriger Greis. Er hatte im Jahre 1751 die

*) „Mémoires diplomatiques et militaires" Général Thiard.

**) Anmerkung des Ueberſetzers. Seine zweite Gemahlin wurde 1796 durch Kaiſer Franz II zur Reichsgräfin von Hochberg erhoben.

Prinzessin Charlotte Luise von Hessen-Darmstadt, eine durch Geist und Schönheit ausgezeichnete Dame, geheirathet und war im Jahre 1783 Wittwer geworden. Er hatte sich zum zweiten Mal morganatisch mit einer Dame, die später den Titel Gräfin Hochberg erhielt, verheirathet. Von seinen zwei Frauen hatte er vierzehn Kinder, welche zusammen erzogen wurden und in Frieden und Eintracht miteinander lebten*). Mit zunehmenden Jahren hatte der Kurfürst die Leitung der Staatsangelegenheiten seiner Umgebung überlassen, dadurch, und in Folge auseinandergehender Interessen der Einzelnen waren die Zustände am

*) Anmerkung des Uebersetzers. Um etwaigen Irrthümern zu begegnen und der leichteren Uebersicht wegen mögen hier in Kürze folgende im Text des Buches zerstreute genealogische Notizen Platz finden:

Karl Friedrich (Nestor) vermählte sich zunächst 1751 mit Caroline Luise, Tochter des Landgrafen von Hessen-Darmstadt, nach deren Tode zum zweiten Mal 1787 und zwar mit Luise Caroline Geyer von Geyersberg, nachherigen Gräfin Hochberg. Der ersten Ehe entstammten: 1. Erbprinz Karl Ludwig, welcher 1801 bei Arboga in Schweden verunglückte; 2. Prinz Friedrich, welcher eine Zeit lang in holländischen Diensten stand und 1817 an einem Nervenschlage starb; 3. Prinz Ludwig, welcher 1818 Großherzog wurde, nachdem der Sohn des verunglückten Karl Ludwig, der Großherzog Karl ohne männliche Nachkommen gestorben war. Karl Friedrich Nestor's zweiter Ehe entstammten: 1. Prinz Leopold, welcher, nachdem Großherzog Ludwig ohne legitime Erben gestorben war, 1830 Thronerbe wurde; 2. Prinz Wilhelm; 3. Ein bald nach der Geburt gestorbener Prinz; 4. Prinzessin Amalie, welche dem Fürsten Karl Egon von Fürstenberg vermählt wurde; 5. Prinz Max.

Der verunglückte Prinz Karl Ludwig hatte mit der Prinzessin Amalie von Hessen-Darmstadt (eine ihrer Schwestern war die Gemahlin

Hofe ziemlich wirre und verwickelte geworden. Die Gräfin Hochberg wurde vom Kurfürsten ſchon als er noch Markgraf*) war, ſehr begünſtigt. Es hatte ſich bei ſeiner Verheirathung mit ihr offenbar um eine Heirath aus Liebe gehandelt; ein Jahr bevor dieſelbe geſchloſſen wurde hatte ſich bereits ein Kind eingeſtellt. Ehrgeizig war die nunmehrige Gräfin Hochberg unzweifelhaft, unzweifelhaft iſt es auch, daß ihr Einfluß an dem kleinen Hofe der dominierende war: mit Maitreſſen, welche zum Altar geführt werden, pflegt es nicht anders zu ſein!

Die „Markgräfin", die Wittwe des älteſten Sohnes des regierenden Herrn und Mutter des Prinzen Karl, war von etwas ſchwächlichem Charakter und konnte von der Gräfin Hochberg leicht bei Seite geſchoben werden. Die Markgräfin, welche ebenfalls tief in den Vorurtheilen ihrer fürſtlichen Geburt ſteckte, hatte nicht das Zeug, nach irgend einer Richtung hin, ihren Anſchauungen Geltung zu ver-

---

des Zaren Paul, eine andere Gemahlin Friedrich Wilhelm II von Preußen) außer dem eben erwähnten Prinzen Karl (Gemahl Stephanies) fünf Töchter, welche Herr Turquan gelegentlich nennt.

Der Großherzog Karl hatte fünf Kinder, zwei Söhne, welche bald nach der Geburt ſtarben. Varnhagen, der damals preußiſcher Geſchäftsträger in Karlsruhe war, bemerkt in Bezug auf den zweiten: „Dieſes zarte Kind erkrankte plötzlich und ſtarb ſehr ſchnell an Krämpfen ganz wie früher ſchon ein Brüderchen." Ferner drei Töchter, welche gelegentlich namhaft gemacht ſind.

*) Anmerkung des Ueberſetzers: Friedrich Karl, der ſeit 1746 regierte, war 1803 Kurfürſt geworden, und wurde 1806 gleichzeitig mit ſeinem Eintritt in den Rheinbund Großherzog.

schaffen. Sie kapitulirte stets vor einem stärkeren Willen und entschädigte sich dann durch allerhand versteckte Ränke und dadurch, daß sie Diejenigen, welchen sie nachgegeben hatte, mit ihrem Haß bedachte.

Der Prinz Ludwig, der Bruder ihres verstorbenen Gemahls, geboren 1763, hatte nächst der Gräfin Hochberg den größten Einfluß am Hofe. Er war ein Mann von gesundem Urtheil, voll Sanftmuth und Güte, vielleicht sogar etwas ängstlich. Er hatte zunächst in der österreichschen, sodann in der preußischen Armee gedient, in der letzteren auch den Feldzug von 1792 mitgemacht, war aber nach dem Frieden von 1795 ausgeschieden*).

Sich für die Politik Napoleons zu erklären, dazu fehlte es ihm zunächst an Entschlossenheit; erst als Napoleon die Bezahlung seiner Schulden in Aussicht stellte — Prinz Ludwig war sehr verschuldet — nahm er keinen Anstand mehr und wurde aus dem bisherigen Preußenfreund ein Napoleonfreund.

Was den Prinzen Karl betrifft, so war derselbe damals

---

*) Anmerkung des Uebersetzers. Dieser Prinz Ludwig, der dem Großherzog Karl, seinem Neffen, 1818 als Großherzog folgte, war ein besondrer Förderer der Hochbergischen Interessen, und eine Zeitlang auf Veranlassung seines Neffen, des damals regierenden Großherzogs Karl, vom Karlsruher Hof verbannt. In einem Briefe aus dem Jahre 1827 — Ludwig war also schon Großherzog — an den Preußischen Kriegsminister von Witzleben, welcher bekanntlich viel bei Friedrich Wilhelm III galt, erklärt er unumwunden, „daß er in der treuen Sorge für das Wohl seiner Brüder (der Hochbergs) die Aufgabe seines Lebens, die Erklärung seiner Schicksale sähe".

noch zu jung, um zu Rathe gezogen zu werden, zumal ihm ſelber Rath noth that; man war durchaus nicht ärgerlich darüber, daß er, ſtatt ſich um Staatsangelegenheiten zu kümmern, Zerſtreungen aufſuchte; man darf ſich nicht wundern, daß er ſich den Heirathsprojekten des Kurfürſten von Baiern ſowohl, wie dem Heirathsprojekte Napoleons gegenüber paſſiv verhielt. Im Lande hatte der Plan ſeiner Verheirathung mit der Prinzeſſin Auguſte von Baiern zunächſt nur in der Markgräfin eine Stütze gefunden. Sein Großvater war nicht ſehr eingenommen für die Parthie, weil er ſich ſagte, die Anweſenheit einer katholiſchen Prinzeſſin an ſeinem proteſtantiſchen Hofe müſſe zu allerhand Unzuträglichkeiten führen. Die Gräfin Hochberg, welche ſich von religiöſen Bedenken nicht aufhalten ließ, war, allerdings aus anderen Gründen, ebenfalls gegen das projektirte Ehebündniß. Sie ſagte ſich, daß die Ankunft einer jungen, ſchönen und talentvollen Prinzeſſin am badiſchen Hofe einen ärgerlichen, für ſie bedenklichen Wettſtreit herbeiführen müſſe. Der Einfluß, welchen ſie mit vieler Mühe und unter zahlloſen Widerwärtigkeiten in dieſen fünfzehn Jahren gewonnen hatte, ſchien ernſtlich gefährdet durch die liebenswürdigen Eigenſchaften von Der, welche eines Tages auf den Thron Badens berufen war.

Die Markgräfin, welche, wie geſagt, das Zuſtandekommen der Ehe betrieb und den Einfluß der Hochberg kannte, ſuchte denſelben durch tauſenderlei Artigkeiten zu gewinnen. Sie kam auch auf den Gedanken, ſich den Prinzen Ludwig, ihren Schwager, zum Verbündeten zu

machen. Durch alle möglichen Kunstgriffe gelang es ihr auch, denselben von den Vorzügen einer baierischen Allianz zu überzeugen.

Prinz Ludwig, der bei seinem Vater gut angeschrieben war und auch der Gräfin Hochberg, welche ihn mit Aufmerksamkeiten überschüttete, sobald sie seiner bedurfte, gelegentlich die Stange hielt, unternahm es, durch Geschenke und Versprechungen die Hochberg zu gewinnen. Ihm und der Gräfin, verbündet mit der Markgräfin, konnte es nicht schwer fallen, den alten regierenden Herrn umzustimmen und auch ihn dahin zu bringen, daß er die baierische Heirath für wünschenswerth hielt.

Diese vier Wetterfahnen, von demselben Luftzuge erfaßt, zeigten also für den Augenblick nach München.

Im Jahre 1804, zur Zeit, da die Intriguen spielten, reiste Prinz Ludwig nach Paris: Talleyrand erwähnt diesen Umstand in dem Briefe, welchen er auf Veranlassung des Kaisers an Herrn de Thiard schrieb*).

Es hatten sich ja, namentlich in Folge der Errichtung des Kaiserthrones in Frankreich, die Umstände gewaltig geändert und mit ihnen die Interessen einzelner fremdländischer Fürsten. Es handelte sich für Herrn de Thiard darum, den Prinzen Ludwig, die Gräfin Hochberg, die Markgräfin und den Thronerben auf diesen Umstand

*) Archiv des badischen auswärtigen Ministeriums: politische Correspondenz, Supplementsband I, Bl. 304. — Die Instruktionen durchweg von der Hand Talleyrand's sind datirt vom vierten Thermidor des Jahres XIII. (23. Juli 1805).

nachdrücklich hinzuweisen und ihnen in Bezug auf die Verheirathung des Prinzen Karl begreiflich zu machen, daß es doch auf alle Fälle gut wäre, wenn man am badischen Hofe, geschehe es auch nur der Form wegen, Napoleons Auffassung höre.

Dem Prinzen Ludwig konnte man nach seiner Rückkehr aus Paris leicht begreiflich machen, daß, den veränderten Umständen entsprechend, auch die badische Politik eine andre werden müsse. Man machte den Prinzen mit Erfolg auf die große Bedeutung aufmerksam, welche der Schutz des allmächtigen Kaisers für sein Haus haben müsse; vor allen Dingen wiederholte man, daß der Kaiser eventuell nicht den geringsten Anstand nehmen würde, des Prinzen Schulden zu bezahlen — das gab den Ausschlag!

Leichtes Spiel hatte man auch mit der Gräfin Hochberg. Talleyrand sagt in seinen Instruktionen:

„Durch die unsichere Stellung der Gräfin, durch die Ungewißheit, in der sich ihre Kinder befinden, muß es ihr klar sein, daß sie einer Stütze und zwar für jetzt der Berücksichtigung, für die Zukunft der Sicherstellung benöthigt. Man muß ihr versprechen, daß der Gesandte Seiner kaiserlichen Majestät stets bereit und auch beauftragt sein würde, ihre persönlichen Anschauungen zu unterstützen und die Versorgung ihrer Kinder im Auge zu haben"*).

*) Archiv des badischen Ministeriums des Aeußern: „politische Correspondenz, Supplement I., Bl. 304.

In München durfte man auf größere Schwierigkeiten rechnen als in Karlsruhe. Nicht gerade von Seiten des Kurfürsten, denn dieser hatte in seiner Jugend in Frankreich gedient und hatte eine heimliche Vorliebe für die Franzosen. In Betracht kam hauptsächlich die Kurfürstin, die zweite Frau Max Josephs, welche ganz entgegengesetzte Anschauungen hatte und wie in einer richtigen bürgerlichen Haushaltung das Kommando führte. Sie war die Schwester des Prinzen Karl von Baden und wollte dadurch, daß sie dem Bruder die Tochter ihres Gemahls aus erster Ehe zur Gemahlin beigesellte, ihren Einfluß in Baiern sowohl als in Baden erweitern. Es handelte sich in München nur um eine engbegrenzte, eine Art von Familienpolitik, welche durch die weitaus schauende, auf gewaltige Mittel gestützte, von einem unbeugsamen Willen geleitete Politik Napoleons nicht schwer zu überwinden sein konnte.

Die Gründe, welche in Baden für den Bund mit einer französischen Prinzessin sprachen, mußten auch in München für den Bund mit einem französischen Prinzen ernstlich in Betracht gezogen werden.

Es handelte sich für Herrn de Thiard eigentlich nur darum, in Baden der Werbung des Prinzen Karl einen Riegel vorzuschieben, alles Uebrige mußte sich von selbst finden.

„Ihre Intervention", so schloß Talleyrand seine Unterweisungen, „verlangt Klugheit, Nachdruck und Geschicklichkeit: sie muß sich außerdem versteckt, muß sich im Hintergrunde

halten. Sie müssen so thun als wären sie ein einfacher Tourist; Sie gehen zunächst nach Burgund und gelangen von da allmählig nach Karlsruhe ..... Sie werden sich am dortigen Hofe durch Baron Edelsheim*) vorstellen lassen; ich gebe Ihnen für denselben ein in unbestimmten Ausdrücken abgefaßtes Empfehlungsschreiben. Sie werden sich in den üblichen Formen bei dem Prinzen Ludwig und der Gräfin Hochberg einführen lassen; Sie werden versuchen, sich als Vertrauensperson in Bezug auf die Verlegenheiten einzuführen, in welchen sich Beide befinden; Sie werden es dahin zu bringen suchen, daß man Ihre Meinung zu hören wünscht. Sie werden durch das Vertrauen, welches Sie einzuflößen so geschickt waren, die Befolgung Ihrer Rathschläge erlangen. Sie werden sich dann von Karlsruhe nach München aufmachen und dort mit derselben Umsicht verfahren."

---

*) Anmerkung des Uebersetzers. Georg Ludwig, „Baron" Edelsheim wurde 1807 badischer Minister des Aeußeren. Ueber ihn, der früher in Preußischen Diensten stand und von Friedrich dem Großen sehr geschätzt wurde, findet man in den „Memoiren des Ritters von Lang" (neu herausgegeben 1881) einige recht boshafte Bemerkungen. Lang traf in Rastadt während des Friedenskongresses 1797 mit Edelsheim zusammen. Er nennt ihn das „Comitialorakel" des Preußischen Gesandten, Grafen Görz; Edelsheim schiene, schreibt er, nur zugegen zu sein, um den Leichenzug des deutschen Reiches in feierlichen Schritten zu begleiten; wobei er jede Woche den gehörigen Leichentrunk gegeben habe — vielleicht bekam der Ritter von Lang Nichts davon ab! Dieser Edelsheim ist nicht zu verwechseln mit dem älteren Bruder, von welchem Göthe in seinen Briefen an Frau von Stein so viel Schönes sagt.

Der Kaiser hatte Herrn de Thiard noch besonders folgende Directiven gegeben:

„Sollten die Verhandlungen entdeckt werden, so werde ich Alles ableugnen, werde Alles auf Sie und Ihren unbedachten Eifer schieben."

Es war ja in der That von großer Wichtigkeit für Napoleon, daß das Geheimniß dieser Unterhandlungen gewahrt wurde; das Mißglücken hätte nur dann wenig zu sagen gehabt, wenn sein Name ungenannt blieb. Würden die Verhandlungen offiziell und unter seiner Autorität geführt, so hätte das Mißglücken den Emporkömmling von gestern, der es gewagt hatte, einen Sohn und eine Nichte seiner Gemahlin mit den ältesten Fürstenhäusern in Europa zu verbinden, allseitig lächerlich gemacht. Ein Mißerfolg konnte ähnlichen Projekten ein für allemal ein Ende bereiten: die Menschen sind ja so thöricht, stets auf Präzedenzfälle zurück zu greifen, um zu wissen, was sie thun sollen, sie sind auch stets von besonderer Strenge gegen Diejenigen, welche erfolglos waren. Außerdem aber würden in diesem Falle die französischen Republikaner es sehr übel vermerken, wenn der Kaiser, dessen Bild auf den Münzen mit der Umschrift „République française" versehen war, die Grundsätze der Revolution verleugnen und für die Seinigen nach fürstlichen Heirathen streben würde.

Napoleon ergriff also die nöthigen Vorsichtsmaßregeln, auf daß von seinen Plänen Nichts verlautbare. Wenn die Höfe von Baden und Baiern die Verhandlnngen nach

deren Scheitern öffentlich zur Sprache bringen würden, so kam es ja nur auf die „Abwehr einer Lüge" an: sind in den Bureaus der Politik Lügen nicht allermeist die gebräuchliche Münze? Der Kaiser würde sich darauf beschränkt haben, Alles in Abrede zu stellen und damit Punktum, denn am anderen Tage würde schon Niemand mehr davon gesprochen haben.

Der Prinz Karl schien sich inzwischen weniger um seine Verlobte als um seine Vergnügungen zu kümmern; er hatte verschiedene Verhältnisse, über welche die Hauptvertreter der Politik am badischen Hofe bereitwillig ein Auge zudrückten, indem ein Jeder Vortheil aus denselben zu ziehen hoffte; so kam es, daß der Prinz sich nicht in dem Maße, wie seine Verwandten es wünschten, um die Zukünftige kümmerte, sondern sich amüsirte. Das genügte ihm einstweilen.

Die Zeit aber ging mit Riesenschritten vorwärts, der Krieg war immer drohender geworden. Oesterreich, aufgereizt und bestens unterstützt von England, wollte Vortheil ziehen aus der Zeit des Aufenthaltes Napoleons im Lager von Boulogne und Rache nehmen für die Niederlagen, welche es seit Beginn der Revolution erlitten hatte. Gerade um diese Zeit hatte Herr de Thiard die Entsagung des Prinzen Karl in Bezug auf seine Verheirathung mit Auguste von Baiern durchgesetzt; weitere Heirathsverhandlungen aber mußten jetzt unterbrochen werden und politischen Verhandlungen Platz machen; das Ergebniß

derſelben war die militairiſche Allianz Baierns, Württembergs und Badens mit Frankreich für den bevorſtehenden Krieg*). Der Krieg mußte nothwendigerweiſe die Heirathen herbeiführen, welche Napoleon im Auge hatte.

Als Napoleon ſich in Deutſchland einſtellte, um den denkwürdigen Feldzug von 1805 zu beginnen, den er mit allen Einzelheiten in Boulogne entworfen hatte und welcher in dem Donnerſchlage von Auſterlitz ſein ſchnelles Ende finden ſollte, hatte er allen Grund mit der Haltung des Kurfürſten von Baden zufrieden zu ſein. Es war am 1. Oktober als er im Schloſſe zu Ettlingen ankam: der Kurfürſt hatte ſich dort mit ſeinem Enkel eingeſtellt, um dem Kaiſer Huldigungen darzubringen und das Bündniß mit demſelben endgültig abzuſchließen**).

---

*) Duc de Ragouse: „Mémoires“: „Die Zukunft war in den Augen dieſer kleinen Fürſten nicht genügend klar, die meiſten ſuchten alſo Zeit zu gewinnen ehe ſie ſich entſchieden. So wurde aus den verſprochenen Hülfsleiſtungen zunächſt nicht viel. Einen Monat ſpäter aber, als uns Alles zu Füßen lag, war von Nichts die Rede, als von Unterwürfigkeit und Ergebenheit.“ (II. 304.)

**) Anmerkung des Ueberſetzers. Im Jahre 1803 war das Markgrafenthum Baden durch den Regensburger Reichsdeputationshauptſchluß zum Kurfürſtenthum geworden, unter gleichzeitiger Ueberweiſung der dießrheiniſchen Pfalz und des größten dießrheiniſchen Theiles der ſeculariſirten Bisthümer Conſtanz, Speier, Straßburg und Bruchſal — eine Folge der günſtigen Familienverbindungen des badiſchen Hauſes, von denen ſpäter die Rede ſein wird . . . auch hatte man es ſich Geld koſten laſſen, woran beſonders Talleyrand ſeine Freude gehabt haben ſoll. Nach dem Preßburger Frieden 1805 wurde Baden ſouveränes Kurfürſtenthum und durch den Breisgau vergrößert.

Man darf nicht vergessen, daß Karl Friedrich damals verstimmt war: es hatte ihm der Einfall der Dragoner Ordener's in sein Gebiet, um wider alles Völkerrecht sich des Herzogs von Enghien zu bemächtigen, viel Aergerniß bereitet und wenn er auch Trost in der kürzlich erfolgten Vergrößerung seines Landes und der Ertheilung des Kurhutes gefunden haben mochte, er war einer quälenden Unruhe preisgegeben, um sich schließlich zu sagen, daß eine stille Unterwürfigkeit doch für ihn wohl besser sein würde, als ein wildes Aufbäumen. Er hatte also keinen Einspruch heroben gegen die Verletzung seines Territoriums. Entschuldigungen waren ihm ja allerdings durch den Oberst Caulaincourt gemacht worden, als Ordener sich seines häßlichen Auftrages entledigte.

Da die Hinrichtung des Herzogs von Enghien Veranlassung wurde, daß Rußland im Kriege von 1805 mit Oesterreich gemeinschaftliche Sache machte, so wußte der geängstigte Kurfürst nichts Besseres zu thun, als sich mit dem Kaiser Napoleon so gut wie möglich zu stellen, und sich im Fall eines neuen Waffenerfolges desselben Vortheile zu sichern; Karl Friedrich spielte 1805 quitte au double und gewann. —

Schon unter dem Consulat hatte Bonaparte an ein Bündniß mit Preußen gedacht und, um dasselbe abzuschließen, den General Duroc nach Berlin geschickt. Es steckte dahinter eine österreich-feindliche Absicht und diese theilten die Höfe von München, Stuttgart und Karlsruhe: sie sahen ja in einer Verkleinerung Oesterreichs die

Vergrößerung ihrer eigenen Territorien. Napoleon schmeichelte diesen versteckten Stimmungen: weil er darin für sich selber Vortheil sah. Im Fall des Erfolges mußte ja in drei Ländern sein Einfluß sich wesentlich steigern. Um eines Bündnisses mit ihnen sicher zu sein gab er das Versprechen, die Kurfürsten von Baiern und Württemberg zu Königen zu machen.

Der Kurfürst von Baden, der für ein Avancement besonders eingenommen war, hatte sich schon am 3. Dezember 1805 der Ländereien des deutschen Ordens und der reichsunmittelbaren Familien, welche der Kaiser von Oesterreich beschirmte, bemächtigt.

Wie sonderbar ist es doch, daß Napoleon es war, der dadurch, daß er die kleinen am Rhein gelegenen Staaten arrondirte, den ersten Schritt zu der späteren Einigung Deutschlands that! Er hielt sich für stark genug, Deutschland für immer unter seiner Oberhoheit zu halten — ein Irrthum, der unter Napoleon III für Frankreich so verhängnißvolle Folgen haben sollte.

Die Erfolge des Feldzuges von 1805 waren ja erstaunlich und die mit Napoleon verbündeten Fürsten hatten in der That recht schlau gehandelt. Nach gewonnener Parthie heimsten sie ihren Antheil an der Beute ein.

Gleich nach dem Siege von Austerlitz, d. h. am 7. Dezember, ließ der Kaiser Herrn de Thiard, welcher als Capitän bei der Garde den Feldzug mitgemacht hatte, kommen und sagte ihm Folgendes:

„Verfügen Sie sich sofort nach Karlsruhe. Sie haben

ja den Erbprinzen bereits „entheirathet“. Sie müssen ihn nunmehr wieder verheirathen. Ich habe keine Prinzessin meines Stammes zur Verfügung; werde aber eine solche machen. Bringen Sie Fräulein Tascher oder die kleine Beauharnais in Vorschlag. Auf welche von Beiden die Wahl fällt, ist mir gleichgültig. Ich werde die Betreffende an Kindesstatt annehmen und dadurch zur Prinzessin machen. Sie soll als Mitgift den Breisgau und Alles bekommen, was Oesterreich in Schwaben besaß. Keine Drohungen — wohlverstanden, keine Gewalt, Monsieur Thiard! Erinnern Sie sich Dessen, was ich Ihnen sagte, als ich Sie zum ersten Mal nach Karlsruhe schickte. Wenden Sie dieselben Mittel an wie damals. Man kann ja dort thun, was man will, allein, ich kann auch mit dem Breisgau thun, was ich will, nicht wahr? Verhält man sich ablehnend, so werde ich mir am Rhein einen unterwürfigeren Bundesgenossen suchen. Also: die Ehe oder kein Breisgau!“*)

Während Thiard auf schneebedeckten Wegen dahingalloppirte — er hatte 400 Lieues bei heftiger Kälte zurückzulegen — war in Brünn mit den Friedenspräliminarien, welche zum Frieden von Preßburg führten, begonnen.

Herr de Thiard, der den Weg in vier Tagen und vier Nächten zurückgelegt hat, war kaum in Karlsruhe

*) General Thiard führt hier die eigenen Worte Napoleons an (Souvenirs diplomatiques et militaires, S. 248/49).

eingetroffen, als er sich auch schon beeilte, den Prinzen Ludwig aufzusuchen. Er setzte demselben ganz offen die Vorschläge des Kaisers auseinander und fügte hinzu: der Kaiser werde die Schulden des Prinzen bezahlen. Am folgenden Tage hatte Thiard eine Audienz beim Kurfürsten, diesem gab er die Versicherung, der Kaiser werde die Kinder seiner zweiten Frau als legitim anerkennen. Dieselbe Zusicherung wiederholte er vor der Gräfin Hochberg — damit hatte er das Spiel gewonnen.

Man verhandelte nur noch über den Umfang der territorialen Zugaben und war bald einig; alsdann berieth man sich über die Prinzessin, welche die schöne Mitgift erhalten sollte — sollte es Fräulein de Tascher oder Fräulein de Beauharnais sein? Die Hochberg war für die Erstere, weil dieselbe der Kaiserin Josephine näher verwandt wäre als Fräulein de Beauharnais, Letztere wäre ja doch nur eine Nichte des ersten Gemahls der Kaiserin. Da der kluge Herr de Thiard darauf hinwies, daß der Kaiser Fräulein de Beauharnais adoptiren und dadurch aus ihr eine kaiserliche Prinzessin machen werde, entschied man sich schließlich, allseitig zu Gunsten der „kleinen Beauharnais“: zugleich auch dahin, daß der badische Hof sich an den Kaiser in aller Form mit der Bitte um die Hand der „Prinzessin“ Stephanie für den Erbprinzen wenden solle.

Es erfolgte gleichzeitig eine Erkläruug Thiard's im Namen des Kaisers, daß die Prinzessin Auguste von Bayern sofort den Prinzen Eugen heirathen solle, wodurch alle

Verbindlichkeiten des Hauſes Baden dem Hauſe Baiern gegenüber erledigt wären. Der Bevollmächtigte des Kurfürſten von Baden, Herr von Reitzenſtein, nahm über die Verhandlungen ein Protokoll auf, und dieſes wurde am 26. Dezember 1805 unterzeichnet. An demſelben Tage wurde auch die Heirath des Prinzen Eugen mit der Prinzeſſin Auguſte von Baiern offiziell bekannt gemacht: Prinz Eugen zugleich zum Rang eines Adoptivſohnes Napoleons und zum Vicekönig von Italien erhoben. An demſelben Tage wurde auch der Friede von Preßburg unterzeichnet, durch welchen das Kurfürſtenthum Baiern ein Königthum und Baden ein Großherzogthum wurde.

Gegen dieſe beiden Heirathen, obwohl ſie eine beſchloſſene Sache und öffentlich bekannt gemacht waren, erhoben ſich zahlreiche Einſprüche. In München war es die Kurfürſtin, welche die Braut des Prinzen Eugen zu beeinfluſſen ſuchte; in Baden war es die Markgräfin, die das Erdenklichſte that, um ihren Sohn gegen den Abſchluß der Ehe zu ſtimmen. Aber was konnte ſie thun! Dieſe Stephanie de Beauharnais war ja für die Vergrößerung des Staates der ausbedungene Preis. Vielleicht war dieſelbe auch der Lohn für das Stillſchweigen gelegentlich der gewaltſamen Gefangennahme des Herzogs von Enghien in Ettenheim: auf die großherzoglich-badiſche Krone ſcheint in der That ein Tropfen vom Blute des Herzogs gefallen zu ſein! Blut fordert Blut, wer weiß, ob nicht die geheimnißvollen Trauerfälle, die ſpäter in der badiſchen Familie vorkamen, in dieſen Blutstropfen ihre Keime hatten!

Fürſtliche Vorurtheile betreffs der beiden Ehebündniſſe, welche ja Vielen berechtigt erſcheinen möchten, waren von dem Willen Napoleon's überwunden und bei Seite geſchoben. Der nunmehrige Großherzog von Baden Karl Friedrich mag ſich des Gedankens wohl nicht haben erwehren können, daß Napoleon ſeinem Dankgefühl eine ziemlich ſchwere Contribution auferlegt habe. Es iſt ſogar wahrſcheinlich, daß, wenn ſich plötzlich ein Sturm gegen Napoleon erhoben hätte, wie es ſieben Jahre ſpäter geſchah, dieſes Dankgefühl beim „Großherzog" mit hinweggefegt, und daß die „Staatsraiſon" als Entſchuldigung zur Geltung gebracht worden wäre: die „Staatsraiſon iſt ein ſo bequemer Mantel, unter welchem Fürſten und Völker ſo leicht den Mißbrauch von Macht und den Mangel an Charakter verhüllen können! Dem Großherzog ſchmeichelte der Gedanke, daß ſein Enkel ſich an dieſe Stephanie Beauharnais „wegwerfen" ſollte, durchaus nicht. Hatte er mit Napoleons Macht zu rechnen, ſo hatte er zugleich auch auf die Stimmung eines Theils ſeiner Umgebung Rückſicht zu nehmen: Viele dieſer Herren und Damen waren ſehr gegen ein franzöſiſches Bündniß eingenommen: trotz der Geſchicklichkeit, mit welcher Herr de Thiard ſechs Monate lang die Verhandlungen geführt hatte und trotz der glänzenden Vortheile, welche dank der Heirath der Friede von Preßburg dem badiſchen Lande eingetragen hatte.

Der Erbprinz aber war jetzt ohne Rückhalt für die Heirath mit Stephanie gewonnen.

Ein Beweis hiervon findet ſich in einem Briefe des

Herrn Massias, des französischen Gesandten in Baden an Herrn de Talleyrand in Paris. Dieser Brief lautet:

„Monseigneur, seit einigen Tagen cirkulirt am Karlsruher Hofe das Gerücht, die letzte Reise des Herrn de Thiard hätte den Zweck, für die Tochter des Herrn Senators, Grafen de Beauharnais, den Erbprinzen von Baden als Gemahl zu gewinnen. Gestern Abend hat sich bei der Frau Markgräfin, der Mutter des Prinzen Karl, ein Courier der Frau Kurfürstin von Baiern eingefunden. Dieser Zufall hat mir die Mittel in die Hände gespielt, zu erfahren, was die baierische Fürstin ihrer Mutter geschrieben hat. Dies läuft im Allgemeinen darauf hinaus, daß sie eine lange Unterhaltung mit dem Kaiser Napoleon hatte; daß Seine Majestät ihr das Versprechen gab, die Heirath des Erbprinzen von Baden mit Fräulein de Beauharnais solle ohne Zustimmung der Frau Markgräfin niemals stattfinden; falls die Zustimmung verweigert werden sollte, reservire Seine Majestät der Kaiser sich nur das Recht, bei der Wahl der zukünftigen Frau des jungen Prinzen zu Rathe gezogen zu werden. Ferner: wenn die Heirath einmal bestimmt sei, so solle der Großherzog von Baden erst nach der Kurfürstin und der Frau Markgräfin benachrichtigt werden. Der Erbprinz betrat die Gemächer seiner Mutter gleich nachdem diese die erwähnte Depesche gelesen hatte. Er blieb zwei Stunden allein bei der Markgräfin und verließ dieselbe sichtlich erschöpft. Als er alsdann bei seinem Großvater eintrat, rief er wie unbewußt: „Diese Frau rennt in ihr Verderben, sie will es so.“ —

Soweit der Brief. Es ist deutlich zu ersehen, daß die Markgräfin sich nach wie vor der Heirath widersetzte. Ihr Sohn war anfangs auch nicht sehr entzückt davon, allein wie sein Großvater, so wich auch er zurück vor der „Staatsraison“ uud sah ein, daß, wenn einmal die Vorurtheile zum Opfer gefallen waren, es unnütz wäre, sich auf Klagen und Einwendungen einzulassen, wie seine Mutter es that. Die Frauen sind ja extrem in Allem: in Bezug auf Heirathen entscheiden sie sich nur dann für eiue Verleugnung von Vorurtheil und Etikette, wenn sie selber in Liebe erglühen. Handelt es sich dagegen um die Liebe eines Andern, so sind sie unter den erwähnten Umständen von einer an Wildheit grenzenden Zähigkeit. In diesem Falle handelte es sich übrigens vor der Hand gar nicht um Liebe, sondern lediglich um eine Heirath. Die Mutter des jungen Prinzen ließ in Bezug auf „die Beauharnais“ nicht mit sich spaßen: Zu solchen Leuten in verwandschaftliche Beziehung treten? Nie und nimmer! Die Philosophie des 18. Jahrhunderts und die Grundsätze der Revolution hatten nicht den geringsten Einfluß auf diese starrköpfige, unbestimmbare Dame gehabt, die Markgräfin wollte von einer solchen „Mißheirath“ in ihrer Familie nichts wissen — hatte man nicht an der Hochberg schon genug?

Hier das Portrait, welches Herr Massias in seinem eben angeführten Briefe vom 6. Januar 1806 von der Mutter des Prinzen entwirft:

„Ich kenne seit sechs Jahren die Frau Markgräfin und kann auf das Bestimmteste behaupten, daß, wenn sie

die Heirath als eine den Stolz ihrer Familie verletzende, als eine ihren Auffassungen widersprechende ansieht, zugleich jede Ueberredung erfolglos wäre. Sie hat in hohem Grade die schwächlichen und furchtsamen Naturen eigene abwartende Zähigkeit; sie wagt es nicht, einen Diener, der sich als unbrauchbar erwies, zu entlassen; wenn sie sich aber einmal nach irgend einer Seite hin entschieden hat — und dessen ist sie nur in solchen Fällen fähig, in denen es sich um eine Concentrirung der ihr ins Blut übergangenen Auffassungen handelt — so kann sie weder durch Gewalt noch durch Ueberredung davon abgebracht werden. Der Erbprinz ist bereit, ohne alle Einwendung Fräulein Beauharnais zu heirathen, sein eigenes, ihm durchaus klares Interesse, seine Bewunderung für den Kaiser wird seine Entschließung leicht machen.“*)

Es war, wie man annehmen darf, überaus schwierig, die Vorurtheile der Markgräfin zu überwinden. Immerhin machte man den Versuch; ihr Sohn war ganz unglücklich darüber, daß sie von einer Politik Nichts wissen wollte, welche doch schon so viel für die Erweiterung der Macht seines Hauses gethan hatte und es war zu hoffen, daß ihr letztes Wort noch nicht gesprochen war. Als man endlich das grobe Geschütz der Staatsraison auffuhr, so riß dieses ja allerdings Alles mit sich, aber eine bitter schmerzliche Aufgabe war und blieb es für die Markgräfin,

*) Archiv des Auswärtigen Baden (Politische Correspondenz VII Bl. 12.)

die mütterliche Zustimmung zu einem Ehebündniß zu geben, welches ihr im Grunde des Herzens so sehr mißfiel. Ja, wenn es sich noch um die Heirath mit einer Tochter Napoleons gehandelt hätte, aber es gab keine*): so sehr Napoleon auch zu den Emporkömmlingen zählte, man konnte ihm doch das Verdienst militärischen Ruhmes nicht absprechen; aber selbst an diesem Zugeständniß war etwas bedenklich: handelte es sich nicht um einen Ruhm, den er selber erworben hatte? Ja, hätte es sich um einen Ruhm seiner Vorfahren fünf- oder sechshundert Jahre zuvor gehandelt — à la bonheur, das hätte die Sache geändert!

Militärisches Verdienst ist im Allgemeinen wohl als der Ursprung des Adels anzusehen, zur Zeit aber gehörte es nicht mehr zum guten Ton, dieses Verdienst zu erwerben: stammte es nicht ans früheren Zeiten, so hatte es keinen Werth, es galt Nichts. Für die Markgräfin und viele Andere war dieser Umstand wichtig: sich nun gar so zu erniedrigen, daß man seinem Sohne, einem Prinzen, der später die großherzogliche Krone von Baden tragen sollte, eine simple de Beauharnais, eine Nichte des ersten Gemahls jener Abenteurin, welche sich von dem General Bonaparte hatte heirathen lassen, „ehelich beilegte", wie die alten Chronisten sagen würden — das war eine allzu bittere Pille!

Der alte Großherzog, obwohl entschlossen zu dem

*) Wollte vielleicht Napoleon diese Bedenken beseitigen, indem er die junge Stephanie an Kindesstatt annahm?

Opfer, klagte auch seinerseits, allein der Nothwendigkeit gegenüber, waren ihm die Hände in den Schoß gefallen: was sollte, was konnte er thun? Sollte er auf die Markgräfin, seine Schwiegertochter, hören und sich der Heirath widersetzen? Das wäre doch ein zu großes Wagniß gewesen; außerdem hatte er ja auch schon zugesagt. Besser wäre ja immerhin eine solche Heirath, als der Verlust der Krone.

Es war so schwierig, bei Napoleon vorauszusehen, wohin ein ablehnender Bescheid ihn hätte bringen können, rathsam war es auf alle Fälle nicht, den Sieger von Austerlitz zu reizen: wußte man doch seit der Verletzung badischen Gebietes im März 1804 wessen derselbe fähig war.

Trotzdem wurden die Markgräfin und deren Töchter nicht müde in Aeußerungen der Entrüstung; ihre damaligen Briefe sind voll einer gehässigen und mehr als harten Beurtheilung der Familie Napoleons.*)

Endlich, nachdem man der üblen Laune gehörig freien Lauf gelassen, nachdem man geschworen hatte, die Heirath solle nicht stattfinden, trat ein Umschwung ein: man gab in offizieller Form seine Zustimmung und es wurden die üblichen Beglückwünschungen ausgetauscht.

---

*) Méneval: „Mémoires II. 19 sagt: „Ich erinnere mich der in's Kleinste gehenden Einzelheiten, welche die Correspondenz Thiard's über die verächtlichen Ausdrücke enthielt, deren sich die Markgräfin, die Mutter des jungen Prinzen, und der Markgraf Ludwig bedienten, um die Schwäger und Schwägerinnen zu kennzeichnen."

Ein großer Irrthum wäre es, wollte man glauben*), daß der Erbprinz von Baden oder dessen Großvater einen derartig prompten Abschluß gewünscht hätten; in einem Briefe des Kaisers an den Letzteren finden wir Belege dafür in folgenden Worten:

„Die Königin von Baiern benachrichtigt mich, daß der Prinz Karl unglücklich ist über meinen Wunsch, die uns verbindenden Bande enger zu ziehen. Ich möchte Alles vermeiden, was dem Prinzen Karl unangenehm wäre; die Idee, welche ich hatte, hätte nur dann Werth für mich, wenn sie mit des Prinzen Neigungen und seinem Glück vereinbar wäre.“**)

Der Prinz war also offenbar zunächst nicht sehr begeistert von der Verbindung, welche Napoleon für ihn im Auge hatte: das Gegentheil wäre ja auch sonderbar gewesen. Die Worte Napoleons, er wolle Alles vermeiden, was dem Prinzen unangenehm wäre, waren ja nichts als eine höfliche Form für die Mahnung, daß Prinz Karl seine Gefühle in die Tasche zu stecken und zu gehorchen habe.

Das geschah denn auch: man entschloß sich in Karlsruhe gegen den Stachel zu lecken und sich den Anschein zu geben, als sähe man in der aufgedrungenen Heirath eine besondere Gunst des Kaisers. Einen Beleg hierfür findet man in einem Briefe des Herrn Massias an Herrn de Talleyrand vom 9. Januar 1806, welcher lautet:

---

*) Imbert de Saint-Amand: „La cour de l'impératrice Joséphine.“

**) „Correspondance de Napoléon“ XI.“ Brief an den Kurfürsten von Baden. München, den 4. Januar 1806.

„Seine Hoheit der Erbprinz soll sich morgen nach Ulm oder Augsburg verfügen, um im Namen seines Großvaters Seine Majestät den Kaiser zu bitten, Karlsruhe mit einem Besuch zu beehren und bei seiner Rückkehr nach Frankreich Wohnung im Schloß zu nehmen. Der wahre Grund der Reise, so sagte mir der Prinz selber, ist jedoch der, Seine Majestät den Kaiser zu überzeugen, daß die Heirath, von der ich die Ehre hatte, Ew. Excellenz zu sprechen, seinen Wünschen durchaus nicht entgegen sei. Er hofft, daß er keinerlei Schwierigkeiten haben würde, die Zweifel zu verscheuchen, welche bei Seiner Majestät wachgerufen wurden. Er habe für Seine Majestät stets die größte Ergebenheit und die aufrichtigste Bewunderung gehegt.“*)

So war also Alles geregelt. Der Kaiser sah den jungen Prinzen. Er glaubte oder war so höflich, glauben zu machen, daß er von der Genugthuung des Prinzen, die Beauharnais zu heirathen, überzeugt wäre.

Sobald der nach Paris zurückgekehrte Kaiser durch eine außerordentliche Gesandschaft die offizielle Anzeige von der Einwilligung der Verwandten des jungen Prinzen erhalten hatte, schrieb er an den Großherzog:

„Die Abgesandten Ew. Großherzoglichen Hoheit haben mir Ihren Brief übergeben. Ich habe den Abgesandten gegenüber sofort meiner Freude über den Auftrag, mit

*) Archiv des Ministerium des Auswärtigen. Baden, „Politische Correspondenz VII.

dem ſie betraut waren, Ausdruck gegeben. Ich habe mich auch beeilt, meinen Oberhofmeiſter, den General Duroc, mit Vollmachten auszuſtatten; derſelbe theilt mir ſoeben mit, daß der Heirathscontrakt unterzeichnet iſt. Die Empfindungen, welche ich dem Prinzen Karl entgegenbringe, werden nun eine Aenderung erfahren, allein aufrichtiger werden ſie nicht ſein als die, welche ich ihm entgegenbrachte ſeitdem ich ihn kenne. Mögen Ew. großherzogliche Hoheit ein volles Vertrauen ſetzen in meine Werthſchätzung, meine Freundſchaft und meine ſtete Schutzbereitſchaft für Sie und Ihr Haus.

Napoleon."*)

Gleichzeitig ging folgender Brief Napoleons an die Markgräfin von Baden ab:

„Frau Couſine! Der Brief Ew. Hoheit vom 3. Februar war mir ſehr angenehm. Die Verſicherung Ihrer freundſchaftlichen Geſinnungen ſchätze ich ebenſo hoch wie Ihre Perſon ſelbſt. Ich war dem Prinzen Karl ſchon zugethan als noch keinerlei nahe Beziehungen zwiſchen uns beſtanden: jetzt, da er im Begriff iſt, meine Tochter zu heirathen, wird er in mir eine zärtliche Zuneigung finden, die der nicht nachſtehen wird, welche Sie für ihn haben. Ich ſchmeichle mir mit der Annahme, daß Sie für meine Tochter die nämlichen Empfindungen haben und daß Sie an meinem Verlangen nicht zweifeln werden, Ihnen bei ſich bietender Gelegenheit gefällig zu ſein, denn Sie dürfen an meiner

*) „Correspondance de Napoléon" XII, Paris, 21. Februar 1806.

Werthschätzung und meiner aufrichtigen Freundschaft nicht zweifeln. Ich schätzte Sie, Madame, ehe ich Sie kannte, um Ihrer großen Eigenschaften willen; seit ich Sie kenne, und unter den veränderten Umständen mögen Sie auf mich rechnen, ebenso sicher wie auf alle Diejenigen, die Ihnen zu gefallen, am eifrigsten bemüht sind.

Napoleon.*)

*) „Correspondance de Napoléon" XII, Paris, 21. Januar 1806.

II. Kapitel.

Prinz Karl von Baden. — Sein Bildniß entworfen von Frauen. — Bei Stephanie findet der Bräutigam kein Wohlgefallen. — Der Prinz verliebt sich in Stephanie. — Schüchternes Wesen auf der einen, kokettes auf der anderen Seite. — Stephanies übermüthige Streiche. — Der Kaiser interessirt sich all zu sehr für seine Stieftochter. — Die außerordentlichen Ehrenbezeugungen, welche ihr erwiesen werden sollen. — Stephanie empfängt die Glückwünsche der großen Staatskörperschaften. — Die Frage des Vortritts bei Hofe wird zu Gunsten Stephanies entschieden. — Zorn bei der kaiserlichen Familie. — Josephine legt sich ins Mittel. — Die Hochzeitsfeier.

Karl Ludwig Friedrich, Erbprinz von Baden, hatte seinen Vater im Jahre 1801 verloren. Dieser unglückliche Herr war infolge eines Sturzes aus dem Wagen bei seiner Rückreise von Petersburg gestorben; dorthin hatte er sich verfügt, um seiner Tochter, die Gemahlin des damaligen Großfürsten Alexander, welcher bald darauf Kaiser von Rußland wurde, zu besuchen. Prinz Karl hatte außer dieser Großfürstin noch mehrere Schwestern: eine davon

war vermählt mit dem Könige von Schweden, eine andere mit dem Kurfürsten, nachherigen Könige von Baiern, diese Schwestern waren hervorragend hübsche Damen, er aber, der Prinz, war von der Natur weniger vortheilhaft bedacht.

„Er war", so sagt ohne Umschweif die Herzogin von Abrantes, „der unangenehmste Mensch, den ich je gesehen habe. Er hatte das verdrossene Wesen eines bestraften Kindes und war nichts weniger als schön."*)

Da man das Urtheil der Frauen, wenn es auch zuweilen einen sonderbaren Geschmack verräth, beachten soll, besonders wenn es sich darum handelt, über die äußeren Eigenschaften eines Mannes zu entscheiden, so möge hier gleich noch Fräulein Avrillon**), die Kammerfrau der Kaiserin Josephine, zu Worte kommen:

„Der junge Prinz", sagt sie, „war damals etwa 23 Jahre alt; er war gerade nicht häßlich, für ansprechend aber könnte man seine Züge auch nicht ausgeben. Ein frischer, blühender Teint und ein Anflug von Fettleibigkeit gaben ihm etwas knabenhaftes. Dazu kam, daß er außerordentlich schüchtern und in seinem Wesen etwas linkisch war."

Uebereinstimmend mit den beiden genannten Damen äußert sich auch Madame de Rémusat:

---

*) Duchesse d'Abrantès: Memoires VI, 26.

**) Mademoiselle Avrillon: Mémoires I, 270.

„Er ist noch jung, aber sehr fettleibig; seine Gesichtszüge sind gewöhnlicher Art und ohne Ausdruck; er spricht wenig und scheint in seinen Bewegungen behindert zu sein. Man sieht ihn überall schlafend u. s. w.“*)

Prinz Karl, der sich schon im Jahre 1804, gelegentlich der Krönungsfeierlichkeiten, in Paris eingestellt hatte, war allerdings das gerade Gegentheil von Der, die ihm zur Gemahlin bestimmt war. Stephanie war ja, wie schon mehrfach erwähnt ist, recht hübsch, leider nur merkte man ihr an, daß sie es wußte — sie verlangte allzusehr danach, daß man es einsehe und ihr auch sage. Außerdem betonte sie zuweilen in unziemlicher Art den Vorzug, eine Prinzessin zu sein: sie war doch erst ganz vor Kurzem zur Prinzessin avancirt!

Wenn es wahr wäre, daß sympathische Empfindungen zwischen Mann und Frau sich oft aus Widersprüchen in den natürlichen Veranlagungen, im Geschmack, im Temperament entwickeln, so hätte sich bei diesem prinzlichen Paar die Liebe sofort geltend machen müssen. Wir werden aber sehen, daß, wenigstens so weit es sich um Prinzessin Stephanie handelt, davon keine Rede ist.

Dem Prinzen Karl, den man als ein Opfer der Politik Napoleons auffassen könnte, weil er durch die versprochene Vergrößerung des einst von ihm zu regierenden Staates zu dem schmerzlichen Verzicht auf die Hand der Prinzessin Auguste von Baiern genöthigt wurde, waren

*) Madame de Rémusat: Mémoires II, 353.

ſeine nächſten Angehörigen ſowohl als diejenigen ſeiner Braut, ja Prinzeſſin Auguſte ſelber, mit dem Beiſpiel der Entſagung ihrer Herzenswünſche vorangegangen. So hielt es Prinz Karl ſchließlich für das Beſte, ſich der von dem Beſieger Oeſterreichs getroffenen Wahl anzubequemen — er fügte ſich ſo gut es ging in die Umſtände.

Der junge Prinz war alſo abermals in Paris erſchienen: diesmal um die ihm Zugedachte in Empfang zu nehmen: Diejenige, welche berufen war, ihn durchs Leben zu begleiten und — ihn glücklich zu machen. Das vorgerückte Alter und die Gebrechlichkeit ſeines Großvaters ließen eine Reiſe desſelben nach Paris nicht zu.

Den Eindruck, welchen Prinz Karl am Tuilerienhofe machte, war, wie man ſchon hörte, ein keineswegs günſtiger; am ungünſtigſten beurtheilten ihn die Frauen; dieſelben umzuſtimmen, verſtand der Prinz nicht.

Leider paſſirte ihm Dasſelbe auch in Bezug auf ſeine Braut. Dieſe hatte ihm einen geradezu unfreundlichen Empfang bereitet; man merkte ihr fernerhin eine gewiſſe Enttäuſchung deutlich, wohl allzudeutlich, an. Stephanie fand den ihr aufgenöthigten Gemahl ganz und gar nicht nach ihrem Geſchmack: dieſer vom Himmel ihr zu Füßen gefallene Prinz erſchien auch ihr unbeholfen, ſchwerfällig. Wäre er ſo ſchlank, ſo elegant geweſen wie z. B. Herr de Flahault, oder Herr de Ségur, oder Herr de Canouville! Davon war aber bei ihrem Zukünftigen gar keine Rede; derſelbe ſah mehr dem General Rapp ähnlich. Brünett hätte ſich Stephanie den Bräutigam gewünſcht,

mit schwarzen Augen: dieser badische Prinz aber war blond wie sie und hatte blaue Augen wie sie — da fehlte der pikante Gegensatz. Vielleicht hielt sich die Prinzessin auch an die Doktrin jener erfahrenen Dame, welche Männer nach dem Schnitt der Nasen und der Kleider beurtheilte; wie das Herz zugeschnitten war, darum kümmerte sich Stephanie nicht. Sie war viel zu sehr eine Beauharnais, auch wohl noch viel zu jung, um gewahr zu werden, daß Prinz Karl ein Mann von Herz war, daß hinter des Prinzen Schüchternheit, welche sie so abscheulich fand, werthvolle Eigenschaften verborgen waren.*) Stephanie, die ja sonst einen recht aufgeweckten Verstand hatte, konnte nicht begreifen, wie ein Mann überhaupt schüchtern sein könne; sie fand sich beim Anblick des Prinzen zu kritischen Bemerkungen aufgefordert, die stets etwas boshaft waren — gerade wie die übrigen Richter im Unterrock, welche den jungen Prinzen zerpflückten, ohne gewahr zu werden, daß er das, was ihnen allen fehlte, besaß: nämlich ein wohlwollendes Herz.

Stephanie, welche wenig Würde in ihrem Auftreten hatte, machte auf den Prinzen gerade durch ihr von keinen Schranken der Rücksicht beengtes Wesen, durch ihre womöglich noch rückhaltlosere Sprachweise, durch den Reiz, der in ihrem lustigen Treiben lag, einen Eindruck, welcher sich dadurch bemerkbar machte, daß der Prinz noch verlegener, noch schüchterner wurde, mit anderen Worten,

*) Es wird auf die Anmerkung Seite 117 verwiesen.

noch mehr mißfiel. Das ſchelmiſche, trotzköpfige Prinzeßchen tagtäglich zu beobachten, erſchien dem Prinzen tagtäglich genußreicher, ſo kam es, daß er, ehe er ſich verſah, — man verzeihe den trivialen Ausdruck — verliebt war.

Daß er ſich dies merken ließ, aber war der Gipfel aller Thorheit, denn Stephanie benutzte den Eindruck, den ſie ſichtlich hervorgerufen hatte, ſofort, um dem Verliebten den Fuß aufs klopfende Herz zu ſetzen.

Es war der Prinzeſſin gewiß nicht recht, daß ihr das Vergnügen, eine Eroberung des für ſie beſtimmten Gemahls nach allen Regel der Kunſt zu machen, entging: es mag ſein, daß ihre immer mehr betonte Abneigung gegen den Prinzen auch darin ihren Grund hatte, daß derſelbe ſobald ſchon kapitulirte.

Wir finden es ſehr natürlich, ſehr erklärlich, daß Prinz Karl bei ſeinem jugendlichen Alter eine Dame, welche alle Welt für bezaubernd erklärte, auch nach ſeinem Geſchmack fand. Sie, die noch dazu ihm als Braut beſtimmt war, zu lieben, war gewiß das Beſte, was er thun konnte.

Stephanie, in der roſigen Friſche ihrer ſiebzehn Jahre, mit einem Geſicht ſo blühend, daß es „die Schmetterlinge herbei rief“, mit einem melodiſchen, entzückenden Klang in der Stimme, mit einem unbeſchreiblich aufgeweckten, anmuthigen Weſen war ganz geeignet dazu, Männerherzen aus dem Gleichgewicht zu bringen.

Wenn dieſes Unglück ſich auch bei dem Prinzen Karl einſtellte, ſo kam bei ihm noch das weitere Unglück hinzu, daß die Geliebte für ihn nicht das Geringſte übrig hatte,

daß sie ihn nun erst recht nicht nach ihrem Geschmack fand.

Von Natur aus war Prinz Karl träumerisch. Alles nahm er ernst, sogar die Frauen: sogar die Liebe zu der lachenden, ihn vielleicht auslachenden Stephanie nahm er ernst; anstatt mit ihr zu lachen, sich darauf zu legen, noch ausgelassener zu sein als sie selbst — jedenfalls einer übermüthigen Kokette gegenüber das Beste — verrieth er eine Leidenschaft à la Werther — das war Nichts.

Durch Sanftmuth, durch Geduld wollte der thörichte Karl Gegenliebe gewinnen: das sind Dinge, für welche vielen Frauen die Werthschätzung fehlt. Einer Stephanie mußte die Liebe als Unterhaltung, als Zerstreuung geboten werden. Hätte ihr Bräutigam den Hanswurst gespielt, wie weiland sein Namensvetter der „Monsieur Charles" ihrer Tante, der Generalin Bonaparte gegenüber, so hätte er vielleicht Chancen gehabt.

Man sollte sich stets auf das Niveau der Leute stellen, mit denen man zu thun hat und nur in der Sprache mit ihnen sprechen, welche sie verstehen. Dazu ist es allerdings vor allem nöthig, daß man nicht verliebt ist, der arme Prinz aber war mit der Zeit so sehr verliebt geworden, daß er fast den Verstand verloren hatte. Er begriff nicht, daß ein junges, übermüthiges Mädchen wie Stephanie es war, nur Verständniß für eine locker-lustige, oberflächliche, unterhaltende Liebe hat aber von wahrer Liebe nichts weiß. Wahre Liebe ist ihrer Natur nach nichts weniger als muthwillig. Wie das Meer, wie die

Wüſte, wie die Unendlichkeit, ſo iſt auch wahre Liebe mehr ernſt und traurig als luſtig. Stephanie liebte Bouquets, Geſchmeide, Spielſachen, ſie liebte Vergnügungsparthieen, den Carneval, in der Liebe liebte ſie die Tändelei; an buntfarbigen Kleinigkeiten, an Dingen, hinter deren ſchillerndem Aeußern ein Nichts ſteckte, hing ihr Herz: Stephanie warf die Liebe des Prinzen mit zu deſſen Lächerlichkeiten. Dieſen Prinzen Karl — ſolch einen Mann ſollte ſie lieben? Nein! Da hätte ſie ſich ja ſelber lächerlich gemacht.

Man wolle bei ihrer Beurtheilung den Umſtand nicht aus den Augen verlieren, daß ſie damals ihrer Penſionszeit doch noch ſehr nahe ſtand, daß ſie trotz ihres Stolzes und ihres Ehrgeizes noch gar wenig durchdrungen war von der Würde ihres zukünftigen Ranges als Großherzogin.

Hatte ihre Tante, die Kaiſerin, nicht eine ähnliche Gleichgültigkeit gegen ihren Bräutigam, den jungen Bonaparte, an den Tag gelegt? Und dieſe Tante war doch damals doppelt ſo alt als ſie, die jetzt Siebzehnjährige. Und wie ſtand es denn um Couſine Hortenſe? Wie war es denn mit dieſer in Bezug auf den Bräutigam Louis geweſen?

Stephanie hatte von Statur aus viel von der Familie, der ſie angehörte: ererbte Stammesfehler traten bei ihr auf — man darf auch aus dieſem Grunde mit ihr nicht allzuſtreng zu Gerichte gehen.

Ueber die ſtets unvermittelt auftretenden Eingebungen ihrer übermüthigen Laune mag ſich der Prinz im Grunde ſeines Herzens wohl manchmal, anſtatt ſich dem unver-

nünftigen Gebahren seiner Braut anzubequemen, geärgert haben: so kam es, daß er gerade an einer Stelle scheiterte, an der der erste beste, mit einigem Selbstbewußtsein auftretende Dummkopf Erfolge gehabt hätte.

Von einer sich selbst genügenden, faden Ueberschätzung steckte nichts im Prinzen Karl, ja es fehlte ihm an Zufriedenheit mit sich selber.

Wie fast alle Männer, welche von aufrichtiger Liebe erfüllt sind, so war auch er unzweifelhaft linkisch und ungeschickt; stets unglücklich in der Wahl des richtigen Augenblicks. Dies fühlte er und litt darunter, beging aber immer von Neuem Ungeschicklichkeiten, welche die früheren nicht wieder gut machten: es ist kaum möglich, daß die Liebe ihre Fesseln, die Jugend ihre Unerfahrenheit in einer noch kläglicheren Weise zur Schau stellen konnten! Schüchternheit, ein Leiden, welches bei so vielen Männern von Herz durch die Liebe hervorgerufen wird, ist einer koketten Dame gegenüber gewöhnlich gleichbedeutend mit der Niederlage: übrigens muß man sich in diesem Falle fragen, ob denn die Prinzessin Stephanie hinter den linkischen Alluren ihres Bräutigams überhaupt eine zärtliche Stimmung errathen konnte. Es fallen Einem in Bezug auf Karl die Worte Chamfort's ein: „er giebt sich die erdenklichste Mühe, um zu mißfallen."

Beim Prinzen Karl vermißte man leider zwischen der Liebe des Mannes, welche Anschluß an die Frau sucht und jenen Eigenschaften, welche diese Liebe im Zügel halten soll, wie ein guter Reiter ein wildes Pferd, das richtige

Gleichgewicht; es fehlte ihm jene Charakterstärke, welche das Herz verhindert, sich auf ein nicht genau erforschtes Terrain zu wagen. In seinem Charakter hat ja der Mann die einzige Zufluchtsstätte für seine Würde, für seine Freiheit, für das, was er liebt.

Der Prinz, allzusehr benommen von den äußeren Reizen seiner Braut, machte sich selber klein und spielte den Unterwürfigen, uneingedenk jenes Diktums, das vor Allem Verliebte sich merken sollten: „Der, der sich zum Wurm im Staube macht, geht des Rechtes verlustig, sich zu beklagen, wenn er zertreten wird."

Dem Prinzen war sogar Das versagt, was so vielen Anderen möglich ist, nämlich Einbildungen an Stelle der Wirklichkeit treten zu lassen — so fehlte es ihm denn an Trost, als er dahinter kam, daß von einer Zuneigung Stephanie's zu ihm keine Rede war, daß Stephanie ihre Abneigung gegen ihn sogar mit einer gewissen Ostentation an den Tag legte.

Der Prinzessin fehlte neben anderen inneren Vorzügen auch jener in edleren Frauenherzen wurzelnde Takt, der es ihr möglich gemacht hätte, dem Wirrwar der Empfindungen zu steuern, den sie mit ihren himmlisch schönen blauen Augen angerichtet hatte. Wie sollte sie, die „kleine Stephanie" aus dem Hause Beauharnais, einen Seelenzustand begreifen, der nicht der ihrige war?

Die von der Frau Campan erzogene Nichte Josephines war nichts weniger als schüchtern. Da sie sich nicht gleich beim ersten Begegnen in den ihr vom Kaiser wie eine

Kriegsbeute aus Deutschland mitgebrachten Bräutigam verliebt hatte, so war sie auch völlig außer Stande, das nöthige Wohlwollen aufzubringen, um die verlegene Zurückhaltung, die beklommene Schweigsamkeit eines natürlichen und offenen, aber ungeschickten jungen Mannes zu deuten. Es steht ja über allem Zweifel fest, daß Prinz Karl in Bezug auf Salongalanterie mit den großen Herzensräubern, wie sie der Generalstab des Marschall Berthier in einem Canouville, einem Flahault, einem Saint Croix, einem Brack u. A. aufzuweisen hatte, nicht concurriren konnte. Stephanie wußte Nichts davon, daß sie unbedingt verpflichtet wäre, wenn sie den Prinzen von Baden als Bräutigam annähme, auch auf diesen allein ihre Zuvorkommenheiten und ihre Liebenswürdigkeiten zu beschränken. Sie verhielt sich dem Bräutigam gegenüber, wie schon mitgetheilt ist, stets abwehrend und verdrießlich; als sie bemerkte, wie bescheiden, wie unterwürfig er war, verlangte sie auch sogleich danach, die Ausdehnung ihrer Macht über ihn festzustellen, das heißt, den in Liebe entbrannten Prinzen zu quälen. Es gewann immer mehr den Anschein, als sage sie zu ihm: „Sie sind ja allerdings mein Bräutigam, Prinz! Bedenken Sie aber gefälligst, daß ich, als ich Sie als Bräutigam annahm, Sie nie gesehen hatte, daß ich Sie gar nicht kannte, von Ihnen Nichts wußte: daß ich gar nicht befragt bin! Seien Sie also mit Ihrem Titel als Bräutigam zufrieden, wie ich mich bei dem Titel als Prinzessin zufrieden gebe. Im Übrigen aber — lassen Sie mich in Ruhe.“

Madame de Rémusat hat dem Prinzen Karl den

Vorwurf gemacht, daß er überall einschliefe. Wäre das nicht vielleicht ein Beweis dafür, daß der Pomp des kaiserlichen Hofes dem jungen poetisch veranlagten Prinzen durchaus nicht imponirte, daß das Bild der holden Stephanie ihm Nachts den Schlaf raubte, sodaß am Tage die Natur ihr Recht forderte? Diesen Anwandlungen von Müdigkeit, die ihn hier auf ein Sopha, dort auf ein Fauteuil lockten, gab er sich gewiß nur deshalb so willig hin, weil sie ihm Träume vermittelten, Träume von den schönen blauen Augen seiner launischen Braut, weil er im Schlummer die Abwesende wiederfand.

Die Prinzessin, welche weder ihre eigenen noch die Empfindungen Anderer zu ergründen im Stande war, empfand dieses plötzliche Schlafbedürfniß bei ihrem Bräutigam als eine grobe ihr geltende Unart.

Befand sie sich denn nicht selber in einem Traumzustande? Kam ihr denn ihr jetziges Leben nicht wie ein Kapitel aus „Tausend und eine Nacht" vor? Ihr, der armen kleinen, vom Vater vergessenen Beauharnais, die nun in einer Pracht sonder gleichen schwelgte? Sie hätte doch sollen diese Schlaf- und Traumanfälle ihres Bräutigams, zumal sich dieselben nie in ihrer Gegenwart einstellten, verzeihen; übrigens wußte sie von denselben ja nur durch mittheilsame Leute, deren es an jedem Hofe in Menge giebt.

Stephanie's Herz hatte damals für mitleidige Empfindungen, wenn es deren auch fähig gewesen wäre, kaum Zeit, denn sie war durch tausenderlei Aufmerksamkeiten, besonders seitens des Kaisers, sehr in Anspruch genommen.

Hatte der Kaiser ihr doch feierlich erklärt, er beabsichtige für sie mehr zu thun, als für Hortense. Die ohnehin schon eitle Stephanie meinte nunmehr, sie wäre von besserer Art als ihre Cousine, besonders aber, als der badische Prinz. So kam es, daß sie ohne es sich vielleicht selbst bewußt zu sein, in ihrem Verhalten gegen ihren Bräutigam immer unhöflicher wurde.

Sie hatte kein noch so flüchtiges Lächeln mehr für ihn, jede Ermunterung blieb ihm versagt, somit jeder Schimmer von Glück.

Sie hatte sich angewöhnt, in Gegenwart des Prinzen eine ganz besonders auffällige Lebhaftigkeit, eine sich überstürzende Lustigkeit zu entwickeln. Diese mußte den Prinzen auf's Unangenehmste berühren, da in ihr eine gewisse Verhöhnung Ausdruck zu finden schien.

Niemals aber traf sie deshalb ein Vorwurf, nie wurde ein bitteres Wort an sie gerichtet: der Prinz, obwohl traurig und ernst, blieb zärtlich wie immer.

Napoleon, der sich über das neckische Wesen seiner geliebten Adoptivtochter stets höchlich amüsierte, bemerkte natürlich bald, daß der badische Prinz — seine aus Deutschland mitgebrachte Kriegsbeute — sich das Wohlgefallen des graziösen Wildfanges nicht zu erwerben verstanden hatte, daß mit anderen Worten das Herz Stephanie's dem Prinzen kein Asyl geboten hatte, mithin noch unbesetzt war: die Möglichkeit, davon Besitz zu ergreifen, war also noch vorhanden.

Mit einer wahrhaft staunenswerthen Verleugnung

allen Pflichtgefühles, kam Napoleon auf den Gedanken, gegen das Herz Stephanie's einen regelrechten Sturmlauf zu unternehmen. Anstatt der jungen Dame gute Rathschläge zu geben, anstatt sie an die Anforderungen der Schicklichkeit zu gemahnen, anstatt sie auf den Ernst der Verpflichtungen hinzuweisen, welche sie zu übernehmen im Begriff war, anstatt ihr die Würde ihres Ranges, den Ernst des Lebens vor Augen zu führen, anstatt der Elevin der Frau Campan*) von Dingen zu sprechen, auf die sie in der berühmten Erziehungsanstalt nie hingewiesen war, amüsierte sich Napoleon, als wäre er noch Cadet in der Brienner Schule damit, ihre Leichtfertigkeiten zu ermuntern, ihrem leichtsinnigen Hange die Wege zu ebenen. Er entblödete sich nicht, in das Herz Stephanie's, unter den Augen ihres zukünftigen Gemahles einzubrechen wie der Dieb in der Nacht.

Sein verwegenes Beginnen wurde natürlich am Hofe bemerkt: der Gewaltige aber war derart benommen, daß er nicht einmal daran dachte, sein mehr als sonderbares Beginnen zu verstecken.

Stephanie kam ihm doch gar so interessant, so verführerisch vor in ihrer Backfisch-Lebhaftigkeit, mit ihrem hellen Gelächter, mit ihrer Neigung sich über alles aufzuhalten; auch wurden seine Unhöflichkeiten von keiner anderen

*) Die Campan, welche in Stephanie's Charakter eine volle Einsicht hatte, sagte, Stephanie besäße alles Zeug, um aus ihr ein sehr liebenswerthes Wesen zu machen, nur dürfe Stephanie nicht in Saint-Cloud bleiben.

Seite mit ſo guter Miene aufgenommen. Stephanie's äußere Eigenſchaften waren doch andere, als die der alternden, ſich viel ſchminkenden, noch dazu jetzt täglich brummenden und ihm Scenen machenden Joſephine!

Dieſe naiv-heitere Stephanie wirkte mit ihren Manieren eines verzogenen Kindes doch gar ſo überraſchend!

Niemals, namentlich in ſeiner Jugend auf Corſika, hatte Napoleon eine ſo ſorgenloſe, ſo rückhaltloſe Munterkeit geſehen. Die jungen Mädchen auf ſeiner Heimathinſel ſtehen ja ganz unter der Fuchtel mütterlicher Autorität, ſie dürfen ohne Erlaubniß kaum den Mund aufthun; hier, bei Stephanie, fehlte jede Schranke, jeder mütterliche Wink. Um ſich etwaigen Vorwürfen zu entziehen, hatte Stephanie ſtets eine ſcherzhafte Redewendung, ein mehr oder weniger gut gewähltes bon mot bei der Hand. Daß ihre Späße nur zu oft dem Bräutigam galten, betonte ſie noch beſonders dadurch, daß ſie ihrem Adoptiv-Vater einen ſchönen ſchelmiſchen Blick zuwarf, als wollte ſie ſagen: nicht wahr, ich gefalle Dir? Daß ſie ſtets auf Zuſtimmung, ja billigende Bewunderung rechnen konnte, das wußte ſie. Vermuthlich, um ſie noch beſonders aufzumuntern, überſchüttete der Kaiſer ſie mit koſtbaren Geſchenken.

Es war in der That ein eigenthümliches, nicht gerade erquickliches Schauſpiel, zu ſehen, wie der Kaiſer aus Der, die er zu ſeiner Adoptivtochter gemacht hatte, auch noch etwas ganz Anderes zu machen bemüht war.

Napoleon, der ſonſt ſo pflichttreue, ſeiner ſelbſt ſich ſo klar bewußte Mann, vergaß, daß, als er dieſes Kind adop-

tirte, er alle Pflichten eines Vaters übernommen hatte; dieſe Pflichten aber ſtanden in vollem Gegenſatz zu den lächerlichen und unſtatthaften Empfindungen, denen er in ſeinem Inneren Raum gab. Er hatte Stephanie doch nur deshalb an Kindesſtatt angenommen, weil ſie von ihrem eigenen Vater verlaſſen worden war, und weil er ſie verheirathen wollte.

Daß Stephanie, geblendet von den Ehrenbezeugungen, welche ihr zu Theil wurden, zuletzt wohl gar meinte, dieſelben gebührten ihr, wäre bei obwaltenden Umſtänden ſo gar erſtaunlich nicht; auch könnte man der Siebzehnjährigen wohl verzeihen, daß ſie ſtolz darauf war, die Adoptivtochter eines Kaiſers geworden zu ſein, deſſen Ruhm über die ganze Welt hinſtrahlte.

In einem Punkte aber zeigte ſie eine geradezu lächerliche Verblendung, eine maßloſe Selbſtüberſchätzung: ſie bildete ſich nämlich mit der Zeit ein, ſie erwieſe dem badiſchen Prinzen eine ganz beſondere Ehre, indem ſie ihn als ihren Gemahl annähme, denn ſie würde nach vollzogener Verheirathung mit ihm doch ſo gut wie Nichts mehr vorſtellen. Sie, die Tochter Napoleons — die Adoption hatte doch aus ihr des Kaiſers Tochter gemacht — hätte doch einen Kaiſer, einen König, oder doch wenigſtens den Sohn eines Königs, hätte einen jungen und ſchönen Mann fordern können — ſie machte aus dieſen ihren Anſchauungen keinerlei Hehl.

Es könne ihr doch wahrlich Niemand verargen — ſo meinte ſie — wenn ſie ihren Unmuth über Den, welcher

nicht auf der Höhe ihrer berechtigten Ansprüche einer Tochter Napoleon's stünde und welchen sie nicht selber sich als Gemahl auserkoren, sondern man ihr gegeben hatte, Luft machte. Wer weiß, vielleicht suchte sie durch ihre unangebrachten Scherze sich über den fatalen Eindruck hinwegzuhelfen, den das Aeußere des Prinzen Karl bei ihr hervorrief.

Als sie bemerkte, daß ihre Art und Weise nichts weniger als Mißfallen beim Kaiser erweckte, hielt sie es auch alsbald nicht mehr für nöthig, sich irgend welchen Zwang anzuthun, ja sie wußte, ihren Unarten allerhand an die Adresse des freundlich drein schauenden Adoptiv-Vaters gerichtete Koketterien hinzuzufügen.

Wie war es nur möglich, daß dieses Prinzeßchen einem so ernsten Manne wie dem Kaiser Napoleon den Kopf verdrehen konnte? Sollte Stephanie dies beabsichtigt und Hoffnungen daran geknüpft haben, welche besser unausgesprochen bleiben? Man bemerkte, daß sie ihrem Bräutigam gegenüber ein unverhohlen verächtliches Wesen zur Schau trug, als wünsche sie eine Auflösung des Verhältnisses. Es ist nicht auszudenken, auf welche Höhe des Ehrgeizes sich die durch Napoleon Ermunterte schwang.

Da Titel und Rang einer Adoptivtochter des Kaisers etwas Neues waren, so mußte man im Codex der Etikette nachschlagen, welche Vorrechte mit denselben verbunden sein könnten. Der Kaiser, wie alle verliebten Leute, zeigte sich freigebig und geizte nicht mit diesen Vorrechten. Er erließ ein Dekret, durch welches er seiner Adoptivtochter

am Hofe eine sehr hervorragende Stellung anwies. Dieses Dekret lautete:

Paris, den 3. März 1806.

„Da es Unsere Absicht ist, daß die Prinzessin Stephanie Napoleon, Unsere Tochter, sich aller ihrem Range zustehenden Vorrechte erfreue, so wird sie bei allen Hoffesten wie auch bei Tische ihren Platz an Unserer Seite einnehmen nnd, falls Wir nicht persönlich zugegen sein sollten, ihren Platz zur rechten der Kaiserin haben.

Gezeichnet Napoleon."

Zu so erbärmlichen Kleinigkeiten ließ sich der große Held, der Schöpfer eines neuen einigen Italiens, der Sieger von Austerlitz, herbei. Um der „kleinen Stephanie" zu gefallen, um ihr ein Lächeln abzugewinnen, um eine Eroberung zu vollenden, wurden noch weitere geringfügige Dinge durch große Verfügungen geregelt.

War das nicht ein Wiederaufleben der leichtfertigen Zeiten der alten Monarchie? Leute, welche damals die fünfziger Jahre erreicht hatten, konnten sich noch wohl erinnern, wie Ludwig XV zu Gunsten der Dubarry allerhand kleine und kleinliche Allerhöchste Verfügungen in Bezug auf Etikette und Ceremoniel erlassen hatte.

Da die Presse von der Regierung Napoleons geknebelt war, so konnte keine Zeitung es wagen, Ansichten über solche Verirrungen des Genies auszusprechen. Sogar in den Salons wagte Niemand, offen seine Meinung zu sagen: so sehr war man in der Flucht vor geheimen Agenten der Polizei. Der Kaiser, auf das allgemeine Stillschweigen

zählend, von einer allgemeinen und vollständigen Sprachlosigkeit überzeugt, folgte unbehindert seinen Launen und that, was ihm paßte.

Als handle es sich um eine Staatsangelegenheit, zeigte er in feierlicher Form dem Senat die bevorstehende Verheirathung an. Die Botschaft, durch welche es geschah, in welcher zugleich von der Adoption Stephanies die Rede ist, hatte folgenden Wortlaut:

„Senatoren,

indem Wir der Zuneigung Ausdruck zu geben wünschen, welche Wir für die Prinzessin Stephanie de Beauharnais, die Nichte Unserer vielgeliebten Gemahlin, fühlen, haben Wir diese Prinzessin dem Prinzen Karl, dem badischen Erbprinzen, zur Frau gegeben, und es zugleich für angezeigt gehalten, besagte Prinzessin Stephanie-Napoleon an Kindesstatt anzunehmen. Diese Verbindung als ein Ausdruck der Freundschaft, welche Uns seit Jahren mit dem badischen Kurfürsten*) verbindet, schien Uns sowohl, Unserer Politik als dem Wohl Unserer Völker zu entsprechen. Die Bevölkerungen Unserer Rheindepartements werden mit Freuden auf einen Bund blicken, der für sie ein neuer Sporn sein wird, ihre Handelsbeziehungen zu fördern und gute Nachbarschaft mit den Unterthanen des Kurfürsten zu halten. Die ausgezeichneten Eigenschaften des badischen Prinzen und die große Zuneigung, welche

*) Anmerkung des Uebersetzers. Die durch Napoleon vollzogene Erhebung des Kurfürsten Carl Friedrich zum Großherzog erfolgte später erst in demselben Jahre (1806).

Uns derſelbe bei jeder Gelegenheit an den Tag gelegt hat, bieten Uns ein ſicheres Unterpfand für das Glück Unſerer Tochter. Gewöhnt daran, daß Sie alle Unſere Intereſſen theilen, haben Wir für gut befunden, die Benachrichtigung von dieſem Uns ſo willkommenen Bunde Ihnen nicht länger vorzuenthalten."

Das iſt es, was Napoleon ſeinem allzeit dienſtfertigen Senat und dem Publikum, welches ſtets mit offenem Munde und größter Begeiſterung die mehr oder weniger lügneriſchen Phraſen offizieller Auslaſſungen zu verſchlingen pflegt, vortrug. Auf dieſe Weiſe wollte er in den Büchern der Geſchichte die Heirath zwiſchen Stephanie und dem badiſchen Prinzen verzeichnet wiſſen. Die Geſchichte aber iſt mißtrauiſcher als das Publikum: ſie nimmt ſchöne Phraſen nicht ohne Weiteres für Wahrheit hin. Dank den Enthüllungen der Memoirenſchreiber kam Frau Klio dahinter, daß die officiellen Erlaſſe etwas verſchwiegen haben: das nämlich, daß der Kaiſer, der eine ſo liebenswürdige Nichte ſein nannte, verleitet von einer Laune, der ſelbſt Männer von Genie nicht entgehen, ſich in dieſe Nichte vergafft hatte. Die Geſchichte ſtellt ferner feſt, daß die prächtige Inſcenirung des Ereigniſſes der Gefeierten ſchmeicheln ſollte, daß man ihr mit derſelben eine beſondere Aufmerkſamkeit, deren entſprechende Würdigung man von ihr erwartete, zu erweiſen wünſchte. Die Beweggründe, weshalb Napoleon ſo viele Vorrechte und Ehren austheilte, werden von der aufmerkſam gewordenen Geſchichte an's Tageslicht gezogen. Die Nachwelt ſieht einer der ſonder-

barſten Comödien zu, welche ſich vielleicht je in einem Palaſt abgeſpielt haben: der Kaiſer bemüht, ein Kind zu verführen, aus welchem er ſeine Adoptivtochter gemacht hatte, zu verführen unter den Augen ihres zukünftigen Gemahls — die Kaiſerin, die Tante des jungen Mädchens, außer ſich vor Eiferſucht, bemüht, dem Zuſtande ein Ende zu machen und die Verheirathung der Nichte zu beſchleunigen — die Nichte voller Stolz, daß ſie, die kaum das Penſionat hinter ſich hat, bereits ein wichtiges Glied des Kaiſerhofes geworden iſt, benommen von dem Glauben, ſie wäre der Drehpunkt der kaiſerlichen Politik geworden: Stephanie, die friſche Blume, allem Anſcheine nach bereit, ſich von ihrem Adoptivvater pflücken zu laſſen, mit ihrem Zukünftigen ſchmollend, denſelben irre führend . . . . . es iſt wahrlich kein ſchönes Schauſpiel, welches damals die Tuilerien der Welt boten!

Sowie die Ankündigung der Heirath an den Senat erfolgt war, gab der Kaiſer Befehl, der jungen Prinzeſſin in den Tuilerien eigene, beſonders für ſie eingerichtete Zimmer anzuweiſen: es wurde aus der Elevin der Campan eine Elevin des Tuilerienhofes! Stephanie lernte wie man ſich anzuſtellen hat, um als Souveränin zu empfangen, wie man, ohne eine Miene zu verziehen, mit „fürſtlichem“ Anſtande vor den Deputationen der großen Staatskörperſchaften, z. B. der des Senats, zu erſcheinen hat.

Die Senatoren — es bleibe dahingeſtellt, ob aus Schmeichelei oder aus Bosheit — hatten Herrn de Beauharnais, den Vater, unter die Zahl der Mitglieder der Be-

glückwünſchungs-Commiſſion aufgenommen und es gab eine der pikanteſten Scenen der großen Comödie, als der Vater, welcher in den Armen einer zweiten Frau, das Kind der erſten ganz vergeſſen hatte, welcher, nebenbei bemerkt, für dieſes ſonderbare Verhalten mit der Senatorie von Amiens belohnt worden war, ſeine Glückwünſche der ſchnöde Verlaſſenen zu ihrer vom Kaiſer vorgeſehenen Heirath darbrachte.

Daß auch die Campan mit ihren Beglückwünſchungen nicht zurückſtand, iſt bei der vielklugen Frau ſelbſtverſtändlich. Sowie ihr die große Neuigkeit zu Ohren gekommen war, eilte ſie als Gratulantin in die Tuilerien; ſie ſchrieb am anderen Tage auch ſogleich an Hortenſe, um derſelben ihre volle Genugthuung über Das, was ſie erlebt und geſehen hatte, auszuſprechen. „Ich bin entzückt," ſchrieb ſie, „von dem Empfange, welchen ich bei der zukünftigen Prinzeſſin von Baden fand."

Die meiſten Menſchen gewöhnen ſich ſchnell an glänzende Verhältniſſe, allein nur Wenige ſind fähig, ſich mit Einfachheit und Würde, wenn ſie plötzlich von Glück und Glanz überraſcht werden, zu benehmen. Auch Prinzeſſin Stephanie brauchte nicht viel Zeit, um ſich in die Tuilerien einzugewöhnen — ſie verſtand es aber, ihre Rolle, wenn auch nicht mit Einfachheit, ſo doch mit leidlicher Gewandheit zu ſpielen. Im Handumdrehen war aus ihr eine „Weltdame" geworden. Sie hatte ihre Rolle ſo vortrefflich einſtudirt, daß ihr Alles gleichſam natürlich, ganz ohne Anzeichen von Verlegenheit oder Verſtellung, von der Hand

ging. Ihre gefällige, geſchickte Art und Weiſe ließen die wenigen Worte, welche ſie bei den Empfängen zu ſagen hatte, ſtets ſo erſcheinen, als ob es Dankſagungen wären, welche ſie an jeden einzelnen Senator oder Deputirten richtete.

Gewiegte Höflinge aber, wie die Herren vom kaiſerlichen Senat, geizten nicht mit ihrem Lobe, mit ihrem lauten Beifall: werden doch Schmeichelei und Unterwürfigkeit von einem erkenntlichen Hofe ſtets mit Ehren und Geld belohnt. Wen die erſten des Landes laut rühmten, der mußte es doch wohl verdienen!

So wie die Ueberſiedlung Stephanie's in die Tuilerien erfolgt war, ſtellten ſich auch ſogleich die ſchon berührten Etikettefragen ein. Die Verordnung vom 3. März hatte nicht für Alles vorgeſehen. Es brachen Zänkereien im Schooß der kaiſerlichen Familie aus, Empfindlichkeiten aller Art machten ſich geltend. Da der Kaiſer mit dem Befehl, daß die neue Prinzeſſin ſtets unmittelbar hinter der Kaiſerin folgen ſolle, dazwiſchenfuhr, ſo wurden die Mißſtimmungen bedenklich, Beſchwerden aller Art laut. Hatte der Kaiſer nicht durch ſeine Verordnung der Stieftochter den Vortritt vor allen Bonapartes, ſogar vor ſeiner Mutter, vor ſeinen Brüdern, vor ſeinen Schweſtern eingeräumt? Es iſt eine Eigentümlichkeit aller Corſen, daß ſie Kleinigkeiten große Bedeutung beilegen. Man muß nur die Bevölkerung der romantiſchen Heimath der Bonapartes auf den Promenaden der kleinen Städte Corſica's beobachten: mit einer komiſch wirkenden Oſtentation, durch ein ſich viel erneuern-

des chassé-croisé wird ſtreng darauf gehalten, daß diejenige Perſon, die eine höhere geſellſchaftliche Stufe einnimmt, als die andere, mit der ſie promenirt, ſtets zur Rechten einherſchreitet. Nun wird man ſich vorſtellen können, mit welchen, an Wuth grenzenden Empfindungen einige Mitglieder der kaiſerlichen Familie jenen Beſtimmungen des Oberhauptes begegneten. Schon ſeit dem Beginn des Conſulats hatten über den Vortritt der einzelnen Glieder der bonapartiſchen und der beauharnais'ſchen Familie häufige und ernſte Streitigkeiten ſtattgefunden. In Mortefontaine, dem Landſitz Joſephs, war es ſogar zu einem völligen Bruch gekommen. Sollte man ſich diesmal bei Thränen und Zähnegeknirſch genügen laſſen? Nie und nimmer!

So brach denn der Krieg zwiſchen den Montechis und Capulettis, oder vielmehr zwiſchen den Bonapartes und den Beauharnais, von Neuem aus.

Daß Napoleon, obwohl er das Oberhaupt beider Familien war und ſtreng auf ſeine Autorität hielt, diesmal den Wirrwarr heraufbeſchwor, ſteht feſt: es war eben zwiſchen ihm und irgend einem beliebigen Andern, vom Pfeile Amors Getroffenen kein Unterſchied, Rückſichten auf die eigene Würde, auf die Familie gingen auch bei ihm unter in der ſteigenden Flut der Liebe — es iſt eine alte Sache: in den Augen Liebender verſchwindet die Welt — und wäre es die weite, die napoleoniſche Welt — in ein Nichts: das Verlangen, der Geliebten zu gefallen, iſt allmächtig.

Man stößt bei Napoleon auf einen sonderbaren Widerspruch mit den Grundsätzen, welche er eines Tages der Madame de Rémusat gegenüber entwickelt hat, indem er ihr erklärte, die Liebe wäre für ihn nichts, wenn er sich trotzdem einmal dauernd verlieben sollte, so würde er seine Liebe in Theile zerlegen, um sie zu untersuchen. Die Idee ist sicherlich so übel nicht — hätten nur die Männer Scharfblick genug, um ein Durcheinander ihrer Empfindungen rechtzeitig gewahr zu werden, Charakter genug, um eine Entwirrung, um die Autopsie ihrer Herzensneigungen vorzunehmen. Sehr wenige Liebschaften würden eine Untersuchung vertragen, bei welcher die Vernunft das entscheidende Wort hätte. Jedenfalls wäre für Napoleon jetzt der Augenblick da, seine Empfindungen zu untersuchen, seine Liebe in ihren Bestandtheilen zu analysiren, dieselbe in ihre Bestandteile zu zerlegen — ach, es giebt nur einzelne, wenige Menschen, die einer Liebe währen, ihr entsagen könnten, bevor sie derselben nicht Alles entnommen haben, was sie an Glück von ihr erwarteten! Der hat gut reden, dem das Blut kühl durch die Adern rinnt, dem die Liebe nicht wie ein bekannter Psychologe sagt, „eingeheizt" hat. Er fühlt sich so stark, so erhaben, daß er sich über Jene aufhält, welche ohne Vertheidigung erliegen: er lacht sie aus oder bemitleidet sie, je nachdem er gelaunt ist.

Diese Großsprecher, welche sich auf die Controlle ihrer Empfindungen glauben Etwas einbilden zu können, welche mit Spott Derer gedenken, aus welchen die Liebe lächerliche Personen machte, sind oft Frauen gegenüber, wenn sie

ſelber in den Netzen der Liebe zappeln, die allerelendeſten Sklaven, von deren knechtiſcher Unterwürfigkeit unter jede Laune man ſich kaum eine Vorſtellung macht.

Wäre Napoleon offen gegen ſich ſelbſt geweſen, ſo wäre er bei ſeinen Charaktereigenſchaften allerdings wohl zu einer Analyſe ſeiner Empfindungen gelangt: er hätte dieſelben, wie er es vorhatte, in einzelne Theile zerlegt und hätte jedes Theilchen abgewogen: in die eine Schaale die Empfindungspartikeln, in die andere die Pflicht gethan; er wäre auf dieſe Weiſe zu einem ſicheren und gewiſſenhaften Urtheil gelangt. — Zu einem ſo wiſſenſchaftlich-ernſten Verfahren aber wird wohl überhaupt meiſt die Zeit verpaßt.

Napoleon fühlte ſich offenbar geſchmeichelt als er bemerkte, daß die reizende Stephanie ſich auf eine Liebelei mit ihm einließ, indem ſie allerhand, oft wohl mehr kindiſche als deutungsvolle Scherze mit ihm trieb. Es fiel ihm nicht ein, der von ihm erwarteten Entwicklung der Dinge auch nur entfernt vorzubeugen. Ach! Das Genie iſt nicht immer eine Stütze von Ehre und Pflicht!

Nimmt man an, daß Stephanie ſich nur den Anſchein gegeben habe, als hätten ihre Empfindungen für den Kaiſer einen Wärmegrad, welcher den der Dankbarkeit überſteigt, ſo müßte man erſchrecken vor der Eitelkeit ihres Herzens, vor der Frivolität ihres Handelns in Anbetracht ihres Brautſtandes.

Stephanie — das darf Der, dem an einer richtigen Beurtheilung liegt, nicht aus den Augen verlieren —

hatte keine Erziehung genossen, welche Saatkörner in die Frauenseele streut, aus welchen Blumen werden.

Man hatte sie in St. Germain wohl schwerlich dazu angehalten, die ernsten lehrreichen Schriften des François de Sales, der die Fehler des weiblichen Geschlechtes so eingehend studirt hat und als einer der größten Kenner in diesem Fach gilt, zu lesen. François de Sales ruft ehrbaren Frauen, welche mit den Gefahren der Koketterie spielen, zu: „Wer sich Euch naht, um Eure Schönheit, Euren Liebreiz zu preisen, der sollte Euch von vornherein verdächtig erscheinen, denn wer eine Waare rühmt, die er nicht kaufen kann, ist meist geneigt, dieselbe heimlich zu entwenden."

Jedenfalls hätte man ein seltenes Vorkommniß zu verzeichnen, wenn Stephanie unberührt geblieben, wenn ihr der Kopf nicht verdreht worden wäre durch die Auszeichnungen, mit denen sie überhäuft wurde, durch den unglaublichen Pomp eines Hofes, an welchem sich die Fürsten Europas als huldigende Vasallen einstellten.

Mitten in diesem schillernden, schimmernden Durcheinander, eine elfenartige Erscheinung, tauchte Stephanie auf: wenig furchtsam, geschmeidig, die lachenden Augen überall hinrichtend: in diesem Blütenfall des Glückes bewegte sich die schelmische, eben von den Fesseln des Pensionats befreite Stephanie, der alsbald klar wurde, daß sie sich Vieles, sogar Unarten erlauben dürfe, ohne der Bewunderung, die sie fand, Eintracht zu thun, daß sie unter der sicheren Voraussetzung, keinerlei Mißfallen zu

finden, das luſtig-frivole Treiben aus dem Campanſchen Inſtitut in die Gemächer der Tuilerien verpflanzen könne.

Sie ſchmollte mit ihrem zukünftigen Gemahl, weil er nicht dem Model entſprach, welches ſich ihre romantiſche Phantaſie gemeinſchaftlich mit den Gefährtinnen zu St. Germain geſchaffen hatte und weil ſie ſich einbildete, den Kaiſer, den Gemahl ihrer Tante, zu lieben. Man ſollte wirklich glauben, der Verfaſſer der „Maximes“ hätte für ſie beſonders die folgenden Zeilen geſchrieben: „Frauen glauben, oft zu lieben, auch wenn ſie nicht lieben; die Aufregung, welche eine galante Intrigue bei ihnen hervorruft, die natürliche Freude am Bewußtſein, geliebt zu werden, gemeinſchaftlich mit dem Schmerz, den ihnen eine Ablehnung verurſachen würde, ſpiegelt ihnen vor, ſie fühlten ſich leidenſchaftlich bewegt, während ſie doch nur kokett ſind.“ Kokett — das war für Stephanie das bezeichnende Wort.

In der kaiſerlichen Familie war es ſeit einiger Zeit ganz friedlich hergegangen, jetzt aber fing Joſephine wiederum an, mißtrauiſch und eiferſüchtig zu werden: heißt es nicht in der Fabel, „ein Küchlein erſchien und entbrannt war der Krieg?“ In der That wurde Stephanie Veranlaſſung zu einem erbitterten Kriege: zunächſt große Aufregung unter den Bonapartes! Madame Mère preßt die ſchmalen Lippen aufeinander und ſtößt von Zeit zu Zeit echt corſiſche Verwünſchungen aus, ſie beſchwert ſich über die bitteren Pillen, welche der Sohn ihr zu verſchlucken giebt. Ihre Söhne ſagen in Gegenwart des allmächtigen

Bruders zwar nichts, zetern aber desto mehr, sobald sie unter sich sind; die Prinzessinnen schäumen über vor Zorn und Wuth.

Caroline vor Allen, bei welcher Stolz, Ehrgeiz und ein unbezähmbarer Haß gegen die Beauharnais sich die Hand reichten, hatte die Herrschaft über sich selbst vollkommen verloren; in derselben Stimmung war sie damals, am Tage nach der Proclamation des Kaiserreiches gewesen: hatte doch der Kaiser in seiner Proclamation unterlassen, sie und ihre Schwestern mit dem Prinzessinnen-Titel zu schmücken. Caroline war außer sich und ließ ihren Gefühlen in Wort und That einen so freien Lauf, daß Stephanie, welche ja über Alles lachte, sich auch über Caroline lustig machte, wobei ihr der Kaiser behülflich war.

Schließlich fanden die Glieder der Familie Bonaparte die Lage unerträglich — es ging denn doch zu weit: sie, die Prinzessinnen von Kaiserlichem Geblüt — sollten genöthigt werden, sich vor dieser kleinen Kokette, dieser Figurantin, die, weil der Kaiser sie anzusehen würdigte, sich alles mögliche herausnahm, zu verneigen? Es war denn doch zu viel verlangt, daß sie hinter dieser „Colombine" die Tuilerien-Säle durchschreiten sollten! Was stellte denn überhaupt diese, von ihrem Vater vergessene Beauharnais neben einer Bonaparte vor!

Josephine war in einer allerdings aus anderen Gründen entstandenen, aber nicht minder aufgeregten Stimmung. Ihren beobachtenden Blicken war Nichts entgangen; allein

unter dem Einfluß ihrer Eiferſucht wußte ſie nicht, an wen ſie ſich halten ſollte: an ihren Gemahl oder an ihre Nichte? In ihrer Rathloſigkeit hielt ſie ſich an Beide und traf diesmal in der That das Richtige. Dem Kaiſer machte ſie Scenen über Scenen, ihrer Nichte Vorwürfe: Beide verdienten es ja. Der Kaiſer, der ſich einer Liebelei wegen, namentlich da ſie von ihm ausging, nicht erzürnen wollte, machte keinerlei Schwierigkeiten, zu bekennen, daß er in der That eine ganz beſondre Zuneigung für die Nichte ſeiner Gemahlin habe; fügte aber hinzu, es wäre Nichts, es wäre eine Laune, eine Excurſion ſeiner Phantaſie — voilà tout! Er wäre ja damit zufrieden, ſich am Anblick der anmuthigen Stephanie mit dem goldblonden Haar zu erfreuen und ſich an dem Gezwitſcher ihrer ſingenden Stimme, die ihm wie die eines Zeiſigs im Gebüſch vorkäme, zu ergötzen. Er betonte, daß die Ausgelaſſenheit, die ſtete frohe Laune der Nichte Joſephines, jetzt ſeiner Tochter, ihm bei ſeinen fortwährenden ernſten Beſchäftigungen, eine erquickende Zerſtreuung böten; er fügte hinzu, Joſephine möchte ſich doch nicht um ſolcher Kleinigkeiten willen beunruhigen, der badiſche Prinz allein hätte vielleicht ein Recht dazu, allein er würde es ſehr unpaſſend finden, wenn dieſer „Dickling“ Miene mache, zu zeigen, daß der Wunſch des Kaiſers nach einer doch ganz unſchuldigen Zerſtreuung ihn ärgere.

Dem Kaiſer aber waren auch die aufmerkſamen Blicke nicht entgangen, mit denen der ganze Hof die Entwicklung des kleinen Romans verfolgte. Es fiel ihm auf, daß

dieſes leichtfertige, frivole Völkchen für die Prinzeſſin eine ganz beſondere Art der Verbeugung eingeführt hatte; dahinter ſteckte neben auffallend ſchmeichleriſcher, aber ironiſch gemeinter Unterwürfigkeit offenbar etwas Verletzendes — ſo ſagte ſich denn Napoleon ſchließlich ſelber, daß er ſich vor den Augen Frankreichs und Europas lächerlich machen würde, wenn er ſeiner verliebten Laune nicht ein Ende mache. Weiſer wurde er leider durch dieſe Einſicht nicht, wohl aber vorſichtiger.

Stephanie ihrerſeits hörte mit mehr Aufmerkſamkeit, als man von einer ſo übermüthigen jungen Dame erwarten ſollte, auf die Ermahnungen der Tante, beſtochen von dem Tone mütterlicher Güte, mit welchem Joſephine dieſelben ertheilte; ja, Stephanie machte der Kaiſerin ſogar kein Hehl aus den zuweilen etwas lebhaften Gunſtbezeugungen ihres Adoptivvaters*).

Joſephine war natürlich entzückt darüber, daß ſie auf dieſe Weiſe Einſicht in alle Vorkommniſſe erhielt. Sie nahm ſich vor, dieſelben ihrem Gemahl gegenüber gehörig auszunutzen und hoffte, daß ſie über kurz oder lang Gelegenheit dazu finden würde. Inzwiſchen hielt ſie ihrer Nichte, die ſich von ſo unerwarteter Aufrichtigkeit gezeigt hatte, eine kleine, wohlüberlegte Rede. Sie erklärte darin u. A., Stephanie wäre der Frau Campan nicht übergeben worden, um eine Kokette zu werden, um mit dem Gemahl ihrer Tante zu liebäugeln. Fi! Eine ſolche Auf-

*) Madame de Rémusat „Mémoires“, II 356.

führung wäre häßlich, noch dazu kurz vor der Verheirathung.

„Mein Fräulein", rief Josephine: „Sie haben doch einen Bräutigam! Ihm — ihm allein — sollten die Winke ihrer Augen, ihre liebenswürdigen Worte gelten; nicht aber dem Kaiser."

Stephanie horchte, anscheinend ganz betreten, auf die ernsten Worte, während die Tante einem stillen Lächeln über die Erfolge ihrer Beredsamkeit nicht zu wehren vermochte — Josephine moralpredigend . . . . .!

Es kam so weit, daß Stephanie, der Alles überwachenden Tante versicherte, sie habe jetzt ein vollkommenes Verständniß und wäre sich klar über das Unpassende in ihrem bisherigen Benehmen, sie empfände Reue; im übrigen aber wäre sie doch wohl nicht so schuldig als es den Anschein hätte, sie habe sich doch nur amüsiren wollen und sich nichts dabei gedacht. Hätte sie sich etwas dabei gedacht, so fügte sie in ihrer naiven Weise hinzu, so hätte sie doch nicht den gesammten Hof zu ihrem Vertrauten gemacht. Sie hätte sich vielmehr versteckt, was ihr doch ungemein leicht geworden wäre.

Der Kaiser, als er seiner Adoptivtochter den Hof machte, hatte sich ja auch anfänglich nur zerstreuen wollen, dann aber Geschmack an der Spielerei gefunden. Indem er sich von Tag zu Tag besser amüsirte, hatte sich unbemerkt auch sein Herz an dem Spiel betheiligt. Es war schließlich so weit gekommen, daß er mit ganzem Ernst bei der Sache war und keinen Augenblick daran zweifelte,

daß er die Parthie gewinnen würde — mit einem Mal wurde jetzt Stephanie in Folge der ernsten Vorhaltungen der Kaiserin, etwas zurückhaltender, sie zeigte mit einem Mal einen gewissen Widerstand, den ihre frühere Leichtfertigkeit nicht hätte erwarten lassen. Ueber die Schwierigkeiten ihrer Lage aber suchte sie sich dadurch hinwegzutäuschen, daß sie ihre Ausgelassenheiten noch künstlich steigerte. Napoleon, dessen scharfer Beobachtung dieser Umstand nicht entging, wurde sich nun klar darüber, daß er weiter nichts zu hoffen habe.

Wenn nur die Prinzessin, die ihrem Adoptivvater gegenüber jetzt weniger entgegenkommend war, ihrem Bräutigam freundlicher begegnet wäre. Prinz Karl, der Alles von der Zeit erwartet hatte, war ja von dem einen Verlangen beseelt, baldmöglichst die Geliebte zum Altar zu führen, das heißt sie so schnell wie möglich den verderblichen Einflüssen des Tuilerienhofes zu entziehen. In Karlsruhe, in der reinen Atmosphäre eines kleinen patriarchalischen Hofes, geleitet von den Rathschlägen des ehrwürdigen Großherzogs, unter den Augen seiner hochehrbaren Mutter, im Kreise seiner sechs Schwestern: der Königin von Schweden, der Großherzogin von Hessen-Darmstadt, der Herzogin von Braunschweig, der Kaiserin von Rußland, der Königin von Baiern und der Prinzessin Marie von Baden, der ältesten von Allen — sie hatte sich nicht verheirathen wollen — würde Stephanie, so glaubte der Prinz, sich bald anders gewöhnen. Wenn sie heut mit der Einen, morgen mit der Anderen ihrer liebens-

würdigen, den Karlsruher Hof heiter belebenden Schwägerinnen zusammenträfe, würde sie sich schnell den für eine verheirathete Frau so nothwendigen Ernst aneignen, noch dazu, da sie ja wußte, daß sie eines Tages berufen sei, über ein Volk zu herrschen, welches bei Prinzessinen noch mehr wie bei Prinzen thörichte Handlungen verdammt. Sollte doch die Gemahlin des demnächst zur Regierung kommenden Fürsten ihren Unterthanen als ein Muster häuslicher Tugenden hingestellt werden. Ihr fröhliches Wesen, ihr munteres Treiben brauchte ja dadurch nicht beeinträchtigt zu werden. Der gute Prinz Karl erwartete, daß das heitere Temperament seiner jungen Gemahlin ihr und mit ihr ihm im Fluge die Herzen des badischen Volkes gewinnen würde.

Endlich, zur großen Genugthuung des Prinzen Karl, sowohl wie der Kaiserin Josephine, welche weder ihrem Gemahl noch ihrer Nichte irgend welches Vertrauen schenkte, endlich kam der Tag der offiziellen Verlobung. Dieselbe wurde am 5. April mit großem Pomp in der Diana-Gallerie gefeiert. Sonderbar ist die für die Feier gewählte späte Abendstunde: es war bereits 8 Uhr. Da es zur Genüge bekannt war, daß der Kaiser eine „ganz besondere Zuneigung" zu seiner Adoptivtochter hatte, so wurde ihm zu Gefallen bei dieser Gelegenheit ein feenhafter Luxus entfaltet. Niemals sah man die Damen des Tuilerienhofes in so blendenden Toiletten und so reich geschmückt. Auch die Herren, namentlich des Reiches Großwürdenträger, benutzten die Gelegenheit, nicht nur um ihren Eifer und ihre

Dienstfertigkrit an den Tag zu legen, sondern auch um darzuthun, wie bereitwillig sie den repräsentativen Ansprüchen des glänzendsten Hofes der Welt genügten.

Es ist eine alte Sache, daß die Souveraine nach dem Verhalten ihrer Diener bei solchen Gelegenheiten deren Ergebenheit und Treue ermessen zu können glauben. Daß sie sich dabei stets irren, weil in ihrer Umgebung die Schlechtesten stets Diejenigen sind, die sich durch niedrige Schmeichelei am meisten hervorthun, ist ja bekannt. In Stunden der Gefahr sind sie es, auf die am wenigsten zu zählen ist, die am wenigsten bereit sind, ihr Leben für den Gebieter in die Schanze zu schlagen. Herr de Talleyrand z. B. hat im Jahre 1814 aufs Deutlichste bewiesen, was seine 1806 so pompös an den Tag gelegte Ergebenheit zu bedeuten hatte. Es sei auch des Herzogs von Aiguillon gedacht, welcher sich in ganz ähnlicher Weise Ludwig XV gegenüber in Bezug auf die Dubarry verhielt. Auch unter Napoleon waren die Höflinge von keinem anderen Holz geschnitzt: sie waren nur zu glücklich, daß ihnen durch diese Heirath am Hofe die Gelegenheit geboten war, in einer Prachtentfaltung sonder Gleichen ihre Ergebenheit leuchten und strahlen zu lassen — was gaben diese Leute auf Ehre und Würde? Die Hoffnung auf Entschädigungen, auf Ehrenstellen und auf Dotationen beseelte sie ganz.

Es handelte sich außerdem diesmal um den ersten in Paris gefeierten fürstlichen Ehebund eines Gliedes der Familie Napoleons. Die Hochzeit des Prinzen Eugen war ja in München gefeiert worden.

Die Theilnehmer an dem Festzuge versammelten sich in den sogenannten „großen Gemächern" der Tuilerien und bewegten sich langsam nach der Schloßkapelle, in welcher sie von dem Cardinal Caprara, dem Bischof von Versailles, dem ersten Almosenier des Kaisers, Herrn Charrier-la-Roche, von dem Bischof von Gent, dem zweiten Almosenier des Kaisers, Herrn de Broglie und dem Cardinal Rohan, Almosenier der Kaiserin, empfangen wurde.

Die Kaiserin, der ihr gesammter Hofstaat voranschritt, eröffnete den Zug; es folgten hintereinander der Reihe nach: der Prinz von Baden, die Kaiserlichen Prinzessinnen mit den Damen und Herren ihres Hofes, sodann der Kaiser. Er führte seine Adoptivtochter bei der Hand. Stephanie war reizend: sie trug ihre schöne weiße mit Silber gestickte, über und über mit Rosen geschmückte Robe mit unvergleichlichem Chic. Die Herren ihres Hofstaats vom Civil und Militär umringten sie. Endlich kamen die Zeugen; für den Prinzen: dessen Vetter, der Kronprinz von Baiern,*) ferner Herr von Dalberg, badischer Minister und Neffe des Fürstprimas nebst dem Baron von Gneisenau, erstem Kammerherrn des Großherzogs von Baden. Für die Prinzessin Stephanie waren die Trauzeugen: Herr de Talleyrand, Minister des Auswärtigen, Herr de Champagny, Minister des Innern und Herr de Ségur, Oberceremonienmeister am Kaiserlichen Hofe. Aus der Wahl der Zeugen war zu ersehen, daß

*) Anmerkung des Uebersetzers. Es war der nachherige König Ludwig I.

es sich um eine politische Heirath handelte. Das gesammte diplomatische Corps, die Großwürdenträger des Reiches und die Minister, welche den Schluß des Zuges bildeten, lieferten ihrerseits einen Beweis hierfür.

Am anderen Tage waren für die Hochzeit dieselben Einrichtungen getroffen. Auch diese Feier fand um 8 Uhr in der Kapelle der Tuilerien statt. Die Braut sah wie am Abend vorher reizend aus. Sie schritt mit niedergeschlagenen Augen einher; in dem Kranz von Orangenblüthen auf ihrem Haupte funkelte ein herrliches Diadem von Diamanten; ein leichter Umhang aus weißer Seidengaze, mit silbernen Stickereien besät, hing von ihren Schultern herab und fiel wie eine von Sternen durchflimmerte Wolke über die weiße Seidenrobe, an der einige duftige Orangeblüthen steckten.

Die Prinzessin trat vor den Altar mit einer Einfachheit, einer Natürlichkeit, welche der Inbegriff aller Anmuth war. Man ließ sie nur aus den Augen, um den Kaiser zu beobachten: ob man aus seinen Zügen seine Stimmung herausbuchstabiren könne; der Kaiser und die Prinzessin aber schritten mit ernster Würde und einem unergründlich-ruhevollen Ausdruck in den Zügen an den Hofleuten vorüber.

Es war bekannt, daß Napoleon seiner Adoptivtochter die allerkostbarsten Geschenke gemacht hatte. Man wußte auch, daß er ihr eine Mitgift von 1500000 Francs angewiesen, daß er ihr 1000 Louisd'or als Taschengeld gegeben hatte — wenn man sich als Grund für diese

außerordentliche Freigebigkeit allerhand Dinge in die Ohren flüsterte, so war das eben der gebräuchliche Hofklatsch, Nichts weiter. Bestimmt wußte man nur, daß bei den reichen Gaben an die Prinzessin die hohe Politik nicht mitgeredet hatte. Ob der Kaiser eine solche Freigebigkeit gezeigt hätte, wenn Stephanie statt ihres verlockenden Verhaltens ein schlichtes und gemessenes Wesen beobachtet hätte, das ist eine Frage, die sich Jeder nach Belieben beantworten mag.

Die Kaiserin Josephine stand in Bezug auf den Pomp ihrer Toilette, wie das nicht anders zu erwarten war, an der Spitze der Damen. Madame de Rémusat läßt sich folgendermaßen vernehmen:

„Die Kaiserin trug eine Robe, die über und über in verschiedenfarbigem Golde gestickt war. Auf ihrem Haupt sah man die Kaiserkrone und eine große Menge von Perlen, welche einen Werth von einer Million repräsentiren mochte. Die Prinzessin Borghese hatte alle Diamanten des Hauses Borghese mit ihren eigenen zusammengethan, sodaß ihr Schmuck jeder Werthschätzung spottete. Die Großherzogin von Berg (Caroline Murat) funkelte im röthlichen Lichte zahlloser Rubinen. Hortense (Madame Louis) war mit Türkisen und Diamanten ganz bedeckt. Die neugebackene Königin von Neapel (Madame Joseph) zeigte ihre magere schmächtige Gestalt, gebeugt sozusagen unter der Last von Juwelen."

Sämmtliche Damen des Hofes, welche wußten, daß für diesen Tag ein Luxus zu entfalten sei, der Alles in den Schatten stellen sollte, was vordem am Königlichen Hofe Frankreichs gesehen worden war, hatten sich in

ungeheuere Unkosten gestürzt. Sogar Madame de Rémusat, welche doch die Einfachheit so sehr liebte, wollte sich diesmal wie alle Anderen durch die Pracht ihrer Toilette dem Kaiser empfehlen. Sie hatte sich ein Staatskleid aus rosa Krepp anfertigen lassen, welches reiche Stickereien in Silber zeigte und mit einer Guirlande von Jasmin umsäumt war. Das Kleid hatte ihr, wie sie berichtet, sechzig Louisd'or, für damalige Zeit ziemlich viel, gekostet. In ihrem Haar, kunstvoll und kleidsam frisirt, strahlte, von Jasminblüthen umkränzt, ein Diamantbouquet.

Mitten in dieser übermüthig-prunkvollen Gesellschaft bewegte sich auch der Vater der Neuvermählten, dessen Empfindungen der sonderbarsten Art gewesen sein müssen, falls er sich noch der Nachlässigkeit gegen seine Tochter, welche er jetzt in hervorragender, glänzender Stellung wieder sah, erinnerte. Er wußte nichts Besseres zu thun, als im Auge eine Thräne zu zerdrücken.

Der Kaiser, der seine Empfindungen, mehr als es gut für ihn war, verrathen hatte, zeigte während der Feierlichkeiten eine durchaus correcte Haltung; Kenner aber glaubten wahrzunehmen, daß diese officielle Gemessenheit durch eine derselben nicht ganz entsprechende Lebhaftigkeit der Bewegungen verdächtigt wurde; scharfe Beobachter fanden heraus, daß ein mehr erzwungenes als natürliches Wohlwollen in seinen Blicken lag.

Als die Feierlichkeit zu Ende war, bot er der Neuvermählten seine Hand und der ganze Zug setzte sich nach den Staatsgemächern in Bewegung.

„Pagen", so erzählt Madame de Rémusat, welche in ihren Memoiren bei dieser Gelegenheit besonders redselig ist, „trugen die Schleppen der Prinzessinnen, der Königinnen und der Kaiserin. Wir aber durften die unserigen leider nicht entfalten, wodurch der Eindruck unserer Toiletten nicht unwesentlich beeinträchtigt wurde. Wir mußten die Schleppen über den Arm legen, weil ihre außerordentliche Länge den Zug, welchen der Kaiser lebhaften Schrittes anführte, aufgehalten hätte. Es war bei früheren Feierlichkeiten die unangenehme Erfahrung gemacht worden, daß die Kammerherren, welche uns unmittelbar folgten, fortwährend mit leiser Stimme riefen „Vorwärts, vorwärts, meine Damen, wir kommen ja hinter ihnen nicht vom Fleck." —

In den Staatsgemächern hielt der Kaiser, welcher sein von ihm stets mit vieler Majestät zur Schau gestelltes Staatskleid trug, „Cercle" ab. Es fand auch ein Concert statt und diesem folgte ein Ballet mit eingelegten Quadrillen. Die Prinzessin Caroline Murat, welche soeben den Titel als Großherzogin von Cleve und Berg erhalten hatte und sich „um weiteren Fortkommens willen" einzuschmeicheln wünschte, war eifrig bemüht gewesen, aus Berichten über Feste an den Höfen Ludwig XIV und Ludwig XV etwas für das Empire Verwendbares herauszufinden. So war es gekommen, daß sie sich für die in jenen Zeiten so beliebten Quadrillen begeistert hatte. Ihre, dem Kaiser zuvor unterbreiteten Pläne waren von demselben auch durchaus gebilligt worden. Viel Schwierigkeiten aber hatte es gemacht, die Quadrillen nicht nur

königlich, sondern kaiserlich auszustatten. Namentlich die Costümfrage hatte viel Zeit und Mühe beansprucht. Isabey, der den Auftrag hatte, Skizzen für die Costüme zu entwerfen, hatte alle Hände voll zu thun gehabt, um vielseitigen Wünschen zu genügen. Er mußte Rücksicht nehmen auf den Geschmack des Kaisers, auf den der Großherzogin von Berg, auf den jeder einzelnen Prinzessin. Darunter hatte der wirklich gute Geschmack, wie man sich denken kann, zu leiden, der Künstler war gezwungen, Muster zu entwerfen, welche die Herzogin von Abrantes als „ganz entsetzlich häßlich" bezeichnete. Zuletzt aber war allen Anforderungen nach Möglichkeit entsprochen und das Fest nahm einen allseitig befriedigenden Verlauf.

Die Neuvermählte sah vortheilhafter aus denn je zuvor: sie konnte sich eines stillvergnügten Lächelns nicht erwehren bei dem Gedanken, daß alle diese hochstehenden Personen da waren, um ihr zu huldigen, daß sie nun eine Prinzessin, daß sie doppelt Prinzessin wäre: einmal als Adoptivtochter des Kaisers, sodann als Gemahlin eines zum Regieren berufenen Prinzen. Ihre Züge hätten die vollkommenste Zufriedenheit gezeigt, wäre nicht von Zeit zu Zeit ihr Blick auf den Prinzen, ihren Gemahl, gefallen. Ein flüchtiges Kräuseln kleiner Falten stellte sich dann auf ihrer Stirn ein und ihr Blick, um sich aufzuklären, wandte sich schnell wieder hinweg.

Wenn die Festlichkeiten hierdurch für Stephanie eine flüchtige Trübung erfuhren, so war diese ernsterer Art in Bezug auf die Kaiserlichen Prinzessinnen. Die Frage des

Vortritts war durch Verordnung des Kaisers bekanntlich zu Gunsten seiner Adoptivtochter entschieden. Die zur Erbprinzessin von Baden gewordene Nichte Josephines stand also ihrem Range nach über den Schwestern und Schwägerinnen des Kaisers. Die Großherzogin von Berg namentlich verhehlte ihre gereizte Stimmung nicht, als sie die Braut zur Rechten des Kaisers sitzen sah; die anderen Kaiserlichen Prinzessinnen aber gaben sich, freilich mit nur geringem Erfolge, Mühe, ihre üblen Stimmungen zu verheimlichen — worüber die Hofleute sich weidlich lustig machten.

Das Volk von Paris, das dem glänzenden Schauspiel natürlich nicht beiwohnen konnte, war darum nicht vergessen worden: der Kaiser wollte, daß es seinen Antheil an der Festfreude habe. War es nicht auch für das Volk interessant, der Heirath einer Adoptivtochter seines Kaisers mit einem Prinzen aus altem Hause seine Aufmerksamkeit zu schenken? Es wurde den Parisern der sonst abgesperrte Tuileriengarten für den Abend der Festlichkeiten frei gegeben. Tausende von venezianischen Laternen, die an den Zweigen der Bäume hingen, sich in Reihen von Baum zu Baum zogen oder wie leuchtende Früchte im grünen Laube versteckt waren, breiteten ein buntfarbiges Licht über die hin und her wogende, geputzte Menge. Die Gartenseite des Palais war mit Tausenden von Lampions geschmückt und von feenhaftem Eindruck. Am mittleren Pavillon zogen sich in den architektonischen Linien Reihen kleiner Lichter hin und streuten durch bunte Scheiben oberhalb

der Portale einen wunderbaren Schein weithin über den Garten. Da es damals für die Pariſer ohne Feuerwerk kein Feſt gab, ſo wurde außerdem auf Befehl des Kaiſers ein ſolches um 9 Uhr auf der Place de la Concorde abgebrannt. Der Kaiſer ſelbſt erſchien auf dem Balkon des Marſchallſaales mit der Kaiſerin und den Neuvermählten, er ward von brauſenden Beifallrufen begrüßt: ſolche Ovationen müſſen doch für Fürſten ein ganz beſonderes Vergnügen ſein! Wenn ſolche Zurufe der Ausdruck des Glückes ſind und dem Volke von Herzen kommen, wäre es ja erklärlich.

III. Capitel.

Endlich allein! — Die Launen Stephanies. — Außerordentliche Nachſicht ihres Gemahls. — Fortdauernde Widerſpenſtigkeit der Prinzeſſin. — Ein eigenthümlicher Honigmond. — Anpaſſendes Verhalten Stephanies. — Eine große Fete in den Tuilerien. — Die Hoffnungen des Kaiſers beleben ſich wieder. — Abreiſe der jungen Eheleute. — Zu Hauſe. — Der Kaiſer verſieht ſeine Adoptivtochter mit guten Rathſchlägen. — Häusliche Angelegenheiten. — Der Krieg von 1806. — Der Kaiſer und die Kaiſerin in Mainz. — Prinz Karl verfügt ſich auf den Kriegſchauplatz und Stephanie zur Kaiſerin nach Mainz. — Die dortige Hofhaltung. — Allerhand Leichtfertigkeiten. — Rückkehr des Prinzen nach Karlsruhe. — Die Feſte zu Fontainebleau. — Die Ausgelaſſenheit Stephanie's. — Verdiente Strafpredigten. — Der Krieg von 1809. — Herr de Norvins in Baden. — Stephanie in Straßburg.

Endlich, zur großen Genugthuung des Prinzen Karl, waren die Feſtlichkeiten vorbei!

Die Neuvermählte richtete ihre Schritte nach ihren Gemächern, geleitet von ihrem Adoptivvater und der Kaiſerin — ſo war es von der Etikette vorgeſchrieben. Der Kaiſer — man weiß nicht recht weshalb — verfügte ſich in dieſer Nacht noch nach Saint Cloud, um dort zu ſchlafen; das Gefolge zog ſich zurück und die Neuvermählten waren: endlich allein!

Sind Hochzeiten auch meist etwas Erfreuliches, sie sind es doch nicht immer und nicht für Jedermann: Stephanie z. B. fand die ihrige nicht vergnüglich, der Prinz auch nicht. In seiner Freude, daß die Ceremonien zu Ende waren und alle lästigen Personen sich entfernt hatten, harrte er der zu erwartenden Freuden: er harrte im Vorzimmer des Augenblicks, da die vielliebe Gemahlin ihm gestatten würde, ihr Gemach zu betreten — er harrte vergeblich! Als wären der Ceremonien noch nicht genug, sorgte Stephanie eigenhändig für neue, indem sie den Prinzen verhinderte, bei ihr einzutreten: sie war durchaus nicht willens, ihm die Freiheiten und Rechte eines Ehemannes einzuräumen.

Hatte sie auf Grund der Vorstellungen ihrer Tante eingewilligt, vor der Hochzeit die Werbungen ihres Adoptivvaters abzuweisen, so konnte sie sich darum doch nicht, nachdem sie verheirathet war, entschließen, die Werbungen ihres Gemahls anzunehmen. Als hätte der Tag genug Zerstreuungen gebracht, widersetzte sie sich hartnäckig dem Eintritt des Prinzen in ihre Gemächer. Sie weinte, sie schrie wie ein kleines Kind, ja sie wurde bitterböse und erklärte, sich nur unter der Bedingung beruhigen zu wollen, daß ihr zum Schutz gegen etwaige Ueberfälle gestattet würde, eine Pensionsfreundin, Fräulein Nelly de Bourjolly, zu ihr kommen und bei ihr schlafen zu lassen. Für die genannte junge Dame, welche durch hohe Verwendung freie Aufnahme im Institut der Campan gefunden hatte, empfand die Prinzessin, wie es scheint, eine ganz ungewöhnliche Zuneigung.

Der Prinz, ganz außer sich darüber, daß ihm die Thür des Paradieses verschlossen blieb, bat und flehte durch Schlüsselloch und Thürritzen um Aufnahme; er sicherte mit den Ausdrücken zärtlichster Liebe der Widerspänstigen seine Gefügigkeit zu, er erklärte feierlich nur thun zu wollen, was sie wünschte, und erhärtete sein Versprechen eidlich.

All seine Beredsamkeit war verschwendet — die Prinzessin blieb taub für seine Bitten. Da er sich nicht entschließen konnte, gewaltthätig zu werden — aber auch das Vorzimmer nicht verlassen mochte — so entschloß er sich, zu bleiben wo er war und abzuwarten, ob sich nicht doch vielleicht die Widerspenstigkeit seiner Gemahlin legen und sich ihm die Paradiesespforte öffnen würde. In dieser Erwartung fügte er sich mit Geduld darin, die Nacht auf einem Sopha zuzubringen. Am Morgen würde gewiß Stephanie weniger unmenschlich sein: er müsse ihr ihre Kindereien verzeihen, Frauen wären ja so neckische Wesen und mehr dergleichen Gedanken bildeten den Trost des Ausgesperrten.

Es war eine traurige Nacht, die der Prinz auf dem Sopha zubrachte: der ihm sonst so bereitwillig zur Verfügung stehende Schlummer blieb auch aus.

Am anderen Tage wurde der Aufenthalt in den Tuilerien mit dem in Malmaison vertauscht und des Prinzen Hoffnungen belebten sich wieder: auf dem Lande, so sagte er sich, wird sie gefügiger werden; wenn der Abend kommt; werde ich Einlaß finden in ihr Boudoir.

In Malmaiſon aber ſpielte dieſelbe Comödie, wie in den Tuilerien: die Thür blieb verſchloſſen. Allerhand unangenehmen Gedanken preisgegeben, ſpazierte der Prinz im Veſtibül auf und ab, er kam wohl auf den Gedanken, die Thür mit ſeiner kräftigen Schulter einzuſtoßen — er that es nicht! Auch die folgenden Tage führten keine Aenderung herbei.

Der Hof ging nunmehr nach Saint-Cloud: das junge Paar that das gleiche. Prinz Karl, welcher ſich nicht verhehlen konnte, daß ein Honigmond, wie er ihm beſchieden war, ihn lächerlich mache und welcher in ſeinem Herzen ſowohl wie in ſeiner Selbſtachtung ſich durch das unpaſſende Benehmen ſeiner Gemahlin verletzt fühlte, klammerte ſich nunmehr an die Hoffnung, der Aufenthalt in Saint-Cloud werde eine Beſſerung herbeiführen. Er bot alle Geduld auf, über die er nur verfügen konnte, allein die ſchreckliche Stephanie wappnete ſich ihrerſeits mit einem Eigenſinn von unglaublicher Hartnäckigkeit. Sie währte jede Annäherung ab*).

*) Möglicherweiſe handelte es ſich bei der Prinzeſſin um eine bei den Beauharnais vielfach bemerkte Marotte. Wir leſen in den „Mémoires d'une inconnue“, Seite 267: Madame de La Valette, eine geborene de Beauharnais, war wider ihren Willen verheirathet worden. Mit dem Bilde eines Anderen im Herzen erklärte ſie ihrem Gemahl, daß ſie gemeinſam mit ihm nicht leben würde und handelte dementſprechend, indem ſie ſich für längere Zeit abſperrte. Dann aber fing ſie an zu vergeſſen, um ſich endlich mit aller Leidenſchaft an ihren Gemahl anzuſchließen. — Es iſt bekannt, daß auch Hortenſe einen Anderen (Duroc) liebte als Den, mit dem ſie verheirathet wurde. Anſtatt aber ſpäterhin ihren Gemahl liebzugewinnen. gelangte Hortenſe's Liebe an andere Adreſſen.

Dem armen Prinzen, den diese sonderbaren Verhältnisse zwangen seine Nächte auf Polstersesseln im Vorzimmer zuzubringen, ließ die Geduld noch immer nicht. Sobald er der geliebten Vestalin ansichtig wurde, war er eifrig bemüht, durch Vernunftgründe, durch Zärtlichkeiten, durch leidenschaftliche Betheuerungen — der Unglückliche liebte ja seine widerspenstige Gemahlin noch immer — ihrem seltsamen, an Wildheit grenzenden Beginnen ein Ende zu machen.

Verlorene Mühe! Stephanie, die früher an dem Gedanken einer Heirath so viel Freude gefunden hatte, schien, nachdem ihre Ehe eingesegnet war, ein Keuschheitsgelübde abgelegt zu haben und dieses mit aller Strenge innehalten zu wollen. Sie hätten alle Beide jene Verse eines alten Liedes anstimmen können:

Wir fliehen vor Dem, der uns eilend verfolgt,
Und folgen doch Dem, der uns fliehend enteilt.

Stephanie ließ, wie man sich zu bemerken nicht versagen kann, doch sehr merken, wie wenig durchdrungen sie von ihrer Prinzessinnenwürde war. Die Tochter Ludwig XIV, die den dummen, und abschreckend häßlichen Herzog von Angoulême heirathete, hatte sich ganz anders benommen: sie erfüllte, obwohl sie denselben durchaus nicht mochte, doch mit Muth und Entsagung ihre Pflichten, aber das kam daher, weil sie der Prinzessin den Vortritt vor der Frau anwies. Stephanie wußte davon Nichts: sie war noch immer das schelmische Mädchen, das Pensionsfräulein,

sie spielte nur die Prinzessin, stellte nur die Verheirathete dar; sie flüchtete sich, laut schreiend, sowie der Prinz Ernst zu machen sich anschickte. Stephanie war nicht durchdrungen von jener angeborenen, von jener in der Rasse liegenden Würde, die wir bei anderen Frauen beobachten: sie war nicht nur das schelmische Mädchen, sondern war auch das Mädchen aus kleinem Hause, trotz ihres höfischen Wesen. Da sie aber von Angesicht gar so liebreizend war, so entging sie zunächst einer verurtheilenden Kritik: da sie die Adoptivtochter Napoleons war, so fand man ihr Benehmen sogar köstlich, bewunderungswürdig.

Dem Prinzen bekamen seine schlaflosen Nächte recht schlecht; der stets abschlägliche Bescheid, den seine Bitten fanden, machten ihn körperlich leidend. Er war ja seit seiner Verlobung in Bezug auf Stephanie auch nicht um einen einzigen Schritt weitergekommen.

„Die Prinzessin", so erzählt Madame de Rémusat, „hegte einen wirklichen Haß gegen ihren Gemahl: das konnte man klar aus ihrem Betragen ersehen. Wäre der Prinz mit ihr ebenso umgesprungen, wie der General Bonaparte in Aegypten mit der Madame Fourès*), so hätte die Sache für ihn vielleicht einen besseren Verlauf genommen. Es giebt Frauen, rosig frische, blühende Wesen, deren Herzen man nur mit Gewalt erobern kann. Dies aber ist immerhin eine gewagte Sache, denn es giebt auch Frauen, welche Gewalt nie verzeihen würden: solche Frauen

*) Fr. Masson: „Napoleon und die Frauen" (Schmidt & Günther, Leipzig) S. 59.

können die Männer in der That manchmal in arge Verlegenheit versetzen". —

An einem fürstlichen Hofe bleibt so zu sagen Nichts unbekannt. Kleine intime Vorgänge, solche die sich in den Boudoirs versteckt glauben, sind die Freude des Hofes und man kann sich denken, daß in Saint Cloud von nichts Anderem gesprochen wurde, als von dem sonderbaren Betragen der Prinzessin Stephanie und von der Geduld des Prinzen Karl.

Der Prinz führte endlich Beschwerde bei der Kaiserin über die Hartherzigkeit ihrer Nichte. Er bat die Kaiserin, sie möchte doch bei Stephanie, deren Betragen für ihn nachgrade peinlich würde, vermittelnd wirken. Josephine, der die Sache gewiß im Stillen unendlichen Spaß machte, erfüllte des Prinzen Bittte mit gewohnter Liebenswürdigkeit, aber, da sie das Geschwätz über Alles liebte, namentlich, wenn es sich um delicate Themata handelte, so war sie es auch vor Allen, durch die der Hof in die sonderbaren Flitterwochen-Geheimnisse der Neuvermählten eingeweiht wurde.

Es traf sich, daß am kaiserlichen Hofe ein fühlendes Herz schlug, welches Mitleid für die Lage des Prinzen empfand. Die mit dem mitleidigen Herzen ausgestattete Person erklärte dem Prinzen, sie habe gehört, daß Prinzessin Stephanie Aergerniß an der altmodischen Frisur des Prinzen nähme. Es muß in Parentheſe bemerkt werden, daß an den deutschen Höfen damals noch Moden herrschten, die man in den Tuilerien längst bei Seite gethan hatte: daß

Prinz Karl einen Zopf trug. Dankbar bewegt, von dem ihm erwiesenen Vertrauen, rief der Prinz sofort seinen Kammerdiener herbei, um sich den Zopf schneiden, und sich nach französischer Mode à la Titus frisiren zu lassen. In voller Sicherheit, daß er nun kein Mißfallen mehr erregen würde, erschien er mit lächelnder Miene und huldigenden Worten auf den Lippen vor seiner Gemahlin. Diese aber, stets das kleine, unartige Mädchen, brach in ein schallendes Gelächter aus und erklärte vor aller Welt, sie fände den Prinzen jetzt noch weit weniger auf der Höhe ihrer Ansprüche als früher*).

Man kann wohl behaupten, daß kein Kammermädchen sich eines solchen Verstoßes gegen den Anstand schuldig gemacht hätte. Die Prinzessin überschritt in der That nicht nur alle Grenzen erlaubten Scherzes: ihr Benehmen war geradezu schlecht, es war boshoft; weder ihre Tante noch ihr Adoptivvater hätten es mit Nachsicht beurtheilen, hätten es dulden dürfen. Eine Frau, welche den Mann, von dem sie sich geliebt weiß, lächerlich, ja verächtlich macht, hat kein Herz; sie glaubt vielleicht, ihre Handlungsweise mache sie in den Augen der Welt zu einem höheren Wesen — an was für eine Welt adressirt sie sich da?

Eine Aenderung stand indeß bevor. Am 20. April kehrte der Kaiser mit dem gesammten Hofe nach Paris zurück; am Abend gab es eine glänzende Fete in den Tuilerien, eine Art Nachfeier der Hochzeit. Zu diesem

*) Constant: Mémoires II. Erstes Capitel.

Feste waren auch Herren und Damen der pariser Bevölkerung, allen Gesellschaftsklassen angehörend, eingeladen. Man zählte 2500 Personen in den Gemächern der Tuilerien; die liberale Anordnung des Kaisers hatte eine ungeheuere Begeisterung hervorgerufen. Diejenigen, die Zutritt gehabt hatten, waren unermüdlich im Erzählen, die Vortrefflichkeit der Erfrischungen, die große Menge der Eisspeisen, den feenhaften Luxus preisend. In der ganzen Stadt war die Rede von den Quadrillen, von den Costümen und den Tanztouren, welche im Marschallsaale und in der Diana-Gallerie bewundert worden waren. Diesmal hatte die Großherzogin von Berg, ermuntert durch das Gelingen ihres ersten Versuches, zwei Quadrillen arrangirt. Die eine, angeführt von Madame Louis Bonaparte (Hortense), bestand aus 16 Damen in weißen Kleidern mit verschiedenfarbigen Blumen im Haar, je Viere gleichartig, sie trugen diamantenbesetzte Diademe. Die zu ihnen gehörenden 16 Herren waren ebenfalls in weißer Seide mit Schärpen, die zu den Blumenfarben der Damen paßten. Die andere Quadrille führte die Großherzogin von Berg selbst an. Tänzer und Tänzerinnen waren in spanischen Costümen und trugen Barrets, die mit bunten, paarweise gleichen Federn geschmückt waren.

Als man mit den Quadrillen zu Ende war, wogte die ganze Gesellschaft durcheinander, eine Scheidung zwischen Hof und Stadt gab es nicht mehr; es wurde bis in den Morgen hinein getanzt. Diejenigen, welche nicht tanzten, plauderten oder hielten ernste Gespräche, indem sie einander

ſagten: mehr Pracht zu entfalten, wäre ſchwer möglich, ſelbſt wenn es ſich um die Hochzeit einer leiblichen Tochter des Kaiſers gehandelt hätte.

Am anderen Tage verfügte ſich der Hof nach Saint-Cloud, dem derzeitigen Aufenthalte Napoleon's. Die Neuvermählten wurden dort beſonders ſcharf beobachtet. Namentlich, weil man bemerkt hatte, daß ſich in ihren Beziehungen zueinander noch immer Nichts geändert hatte. Stephanie verharrte bei ihrem verletzenden Schmollen — der Prinz ſchien nur noch wenig Hoffnung zu haben, ſeine Gemahlin umzuſtimmen.

Dem Kaiſer entgingen ebenſowenig wie allen Uebrigen dieſe ſeltſamen Zuſtände: vielleicht ſchmeichelte er ſich mit der Annahme, die ſchmollende Prinzeſſin entzöge ſich ihrem Gemahl nur, weil ſie ſich für ihren Adoptiv-Vater aufbewahren wollte. Ach! der Menſch glaubt ja ſo leicht, daß Das, was ihm Wünſchenswerth erſcheint, eintreffen wird.

Auch Napoleon verrechnete ſich in Bezug auf Stephanie, die doch nur mit ihm hatte „ſchön thun" wollen und ſich jetzt nur aus Eigenſinn den Verpflichtungen entzog, die ſie vor dem Altar eingegangen war. Anſtatt ihr ernſte Vorhaltungen zu machen, unterſtützte Napoleon die Prinzeſſin augenſcheinlich durch Wort und Blick in ihrem Beginnen; allein die Krönung ſeiner Wünſche blieb aus und er wurde in Saint-Cloud von neuem gewahr, daß die Vorgänge ihn ſelbſt lächerlich und ſeinen Hof in der öffentlichen Meinung herabſetzen müßten. Mit derſelben Schnelligkeit, mit welcher er auf dem Schlachtfelde, infolge irgend eines auf demſelben eintretenden Ereigniſſes ſeine Dispoſitionen

änderte, machte er auch mit diesen seinen thörichten Evolutionen ein plötzliches Ende und bestimmte die Abreise des prinzlichen Paares nach Karlsruhe.

Napoleon, der ja in Bezug auf Sittenstrenge gerade kein leuchtendes Vorbild war, hatte doch die Kraft, seine Sinne im Zaume zu halten, besonders wenn eine Blamage zu befürchten war. Uebrigens nahm ihn in diesem Augenblick die Politik gewaltig in Anspruch: er hatte soeben den Rheinbund organisirt, und mußte die deutschen Fürsten schonen: er durfte nicht von vornherein den Großherzog von Baden nebst dessen vielen einflußreichen Verwandten vor den Kopf stoßen. Zudem verfinsterte sich nach Preußen zu der Horizont und trotz der friedfertigen Versicherungen dieses Staates, war es nicht unmöglich, daß die Umstände zum Kriege drängten.

Zu dem Entschluß Napoleons, die Neuvermählten nach Karlsruhe zu schicken, hatte Josephine das Ihrige beigetragen. Von Eifersucht gequält, wohlbekannt mit dem häufig recht leichtfertigen Verhalten ihres Gemahls Frauen gegenüber, und auch aus Furcht vor Launen ihrer Nichte in Bezug auf die Männer, war sie nicht müde geworden, dem Kaiser vorzustellen, daß es hohe Zeit wäre, das junge Paar in seine Heimath zu schicken; dort allein könnte sich die Eintracht der Eheleute, die sie im Trubel des Hoflebens nie finden würden, einstellen. Kurzum Josephine langweilte den Kaiser mit ihren diesmal allerdings, wie wir nicht verfehlen anzuerkennen, sehr vernünftigen Vorstellungen. Hinzu kam, daß Prinz Karl, seit er

der Gemahl Stephanie's war, mit jedem Tage mehr Unzufriedenheit an den Tag zu legen ſchien. Hatte er nicht das Erdenklichſte gethan, um ſich die Liebe ſeiner Gemahlin zu erringen? Es ſchien, als werde er von derſelben nur geduldet, weil es eben nicht anders ging.

Es war zu befürchten, daß, wenn dieſer Zuſtand anhielt, der Prinz eines ſchönen Tages allein an den badiſchen Hof zurückkehren, daß der Prinz ohne alle Rückſicht auf den zu erwartenden Skandal, einer Frau, welche ſich ſo wenig um ihre Pflichten kümmerte, einfach den Rücken kehren würde. Für einen Mann von Herz war es eine ſchwierige, wenn nicht unerfüllbare Aufgabe, mit einer Frau, wie Prinzeſſin Stephanie in beſtändiger Berührung zu bleiben. Für Stephanie war der Prinz ſo gut wie nicht auf der Welt. Was hatte denn überhaupt in den Anſchauungen der damaligen Zeit ein Ehemann zu bedeuten? —

Ja, es war die höchſte Zeit, den Zuſtänden ein Ende zu machen. Der Kaiſer that es indem er mit ſeinen Liebeleien inne hielt: ob nicht dieſe kleine Kokette, die aller Schicklichkeit ſpottete, am Ende gar, auch ſeiner ſpottete?

Die Sache hatte in Wahrheit ſchon zu lange gedauert! Die mit Miasmen aller Art geſättigte Pariſer Hofluft war gewiß nicht zuträglich für die leicht erregbare Prinzeſſin. Vielleicht gehören einige dunkle Worte in einem Brief der Campan an Hortenſe vom 24. Juni 1806, einen Beſuch betreffend, welchen der Prinz Karl in St. Germain machte, hierher; ſie lauten:

„Jeden Tag, so sagte mir der Prinz, wäre er mit der Prinzessin mehr zufrieden; sie hätte in Bezug auf Tugend, Frömmigkeit und Bescheidenheit in der That sehr gute Grundsätze, hätte auch viel Geist und in vier Jahren würde sie gewiß eine in jeder Beziehung vortreffliche Fürstin sein. Dies, Madame, beeile ich mich, Ihnen mitzutheilen!“

In einem auffallenden Widerspruch zu diesen angeblich an die Erzieherin seiner Gemahlin gerichteten schmeichelhaften Worten stehen leider des Prinzen Erfahrungen. Wenn er die Behauptung aufstelle, Stephanie werde innerhalb von vier Jahren eine ausgezeichnete Fürstin abgeben, so würde er damit zwischen den Zeilen gesagt haben, daß dies viel Mühe und Zeit kosten möchte. Daß er an einem schließlichen Erfolg nicht zweifelte, ist aus seinen weiteren, ebenfalls von der Campan an Hortense mitgetheilten Worten zu ersehen:

„Ueber ihr (der Prinzessin) steht“, sagte der Prinz, „ein Glücksstern: sie ist wie geschaffen dafür, einem solchen zu folgen.“

Der arme Prinz! Er klammert sich an die Zukunft doch nur deshalb, weil ihm die Gegenwart durchaus mißfällt. Welche sonderbare Idee aber ist es, daß über Stephanie ein Stern leuchten solle! Es gehört in der That ein hoher Grad von Einbildung, vermischt mit einer nicht minder starken Dosis von Naivität dazu, sich einzubilden, daß Gott, welcher die Sterne schuf, einen darunter von Ewigkeit her für diese, voller Irrthümer steckende,

viel Wirrsal anrichtende Dame bestimmt hätte. Wem fiele dabei nicht Racine's klagender Ausruf ein:

Du, der Vergänglichkeit Tand, armseeliger Sterblicher Du,
Bist in des Ewigen Augen so gut — wie garnicht vorhanden!

Wenn zuweilen Napoleon von „seinem Stern" gesprochen hat, so mag man es hinnehmen: er wollte mit seinem Dictum dem schlichten Sinne des gern an Wunder glaubenden Volkes begegnen, er wollte dem Volk, welchem er wie ein geheimnißvoller Agent des göttlichen Willens erschien, imponiren. Napoleon wußte, was es mit „seinem Stern" für eine Bedeutung hatte — ein Stern Stephanies ist gar drollig!

Wohl oder übel mußte also — der Monat Juli war gekommen — Stephanie mit ihrem Gemahl nach Karlsruhe aufbrechen. Sie hatte keine Zeit mehr nach St. Germain zu gehen, um dort an einem Feste theilzunehmen, welches ihr die Pensionatsfreundinnen zum Abschied geben wollten. Frau Campan aber ließ es sich nicht nehmen, die frühere Elevin persönlich noch einmal ihrer Ergebenheit für alle Zeiten zu versichern und dieselbe um ihre hohe Protection zu bitten.

Stephanie nahm von Paris als Hofdamen eine Madame Walsh und ihre beiden intimsten Pensionatsfreundinnen: Nelly de Bourjolly und Annette de Mackau mit. Letztere war die Tochter eines früheren Gesandten der französischen Republik in Neapel, über welchen Herr de Talleyrand so gern die Lauge seines Spottes ausgoß;

ränkesüchtig wie der Vater, nur geschickter in ihrem Ränkespiel, war Annette. Die Bourjolly wie die Mackau waren ebenso wie die jetzige Prinzessin auf Kosten der Kaiserin Josephine erzogen worden.

Als Stephanie ihren Reisewagen bestieg, zerfloß sie in Thränen: daß diese Thränen ihren Gemahl verletzen mußten, war ihr gleichgültig. Stephanie bedurfte in der That einer strengen Lektion, um an ihre Pflichten, an ihre Würde als Fürstin gemahnt zu werden und diese Lektion sollte ihr durch den Kurfürsten bei ihrer Ankunft zu Theil werden. Der Großvater Karls war von allen Vorfällen vor und nach der Hochzeit, von all den lächerlichen Auftritten in den Tuilerien und in Saint-Cloud unterrichtet worden. Er empfing die Prinzessin mit eisiger Kälte; eine noch schlimmere Aufnahme aber fand dieselbe bei der Markgräfin, ihrer Schwiegermutter. Ob sie wohl gewahr wurde, daß sie diesen an Feindschaft grenzenden Empfang verdiente? Einstweilen hatte es nicht den Anschein, denn sie beharrte in ihrem trotzigen Eigensinn dem Gemahl gegenüber, der es nunmehr für das Beste hielt, sich von ihr allmählig zurückzuziehen.

So nahmen denn auch in Karlsruhe die Dinge — äußere Formen abgerechnet — einen unerquicklichen Verlauf: von einer Ehe war bei dem erbprinzlichen Paare keine Rede. Die guten Rathschläge, welche von der Frau Campan kamen, hatten auch keinen Erfolg.

Unter dem 11. Juli des Jahres 1806 schrieb die Campan, offenbar eingeweiht in die traurigen Zustände

der Ehe ihrer früheren Elevin, an die Königin Hortense einen Brief, der folgende Zeilen enthält:

„Die junge Prinzessin von Baden wird einmal eine sehr tugendhafte Dame sein; sie ist durchdrungen von ihrer hohen Stellung. Ohne Unterlaß habe ich sie daran gemahnt, daß der Gemahlin Caesar's auch nicht die geringste Verdächtigung nahen dürfe; die Gemahlin Caesar's müsse ganz von dem Gedanken erfüllt sein, daß Macht und ununterbrochene Repräsentation ein und dasselbe sind: daß es für Fürstinnen weder ein Cabinet, noch ein Boudoir, noch eine geheime Correspondenz gäbe u. s. w.

Geleitet von ihrer Kenntniß mit den Dingen dieser Welt und ihrer offenbaren Einsicht in den Zustand der Ehe ihrer früheren Elevin, fügte sie obigen Worten noch eine Bemerkung hinzu, die auch Hortense gut gethan hätte, zu beherzigen:

„Für Souveräne ist die Welt ein Theater, auf dem sie sich bewegen: von den Völkern wird Nichts so eifrig ausspioniert, als die Geheimnisse fürstlicher Personen"*).

Stand es denn so schlimm um Prinzessin Stephanie, daß die frühere „königliche" Kammerfrau, welche vor jedem Schatten einer Prinzessin in die Knie sank, sich herausnehmen durfte, in so deutungsvoller Weise zu reden?

Napoleon, der sich in Bezug auf die traurige Ehe seiner Adoptivtochter doch einige Vorwürfe zu machen hatte, fühlte heraus, daß er endlich einschreiten müsse. Das, was

*) Lettres de Madame Campan à la reine, Hortense I. 328.

Prinz und Prinzessin ihm gleich nach ihrer Ankunft in Karlsruhe geschrieben hatten, bot ihm Veranlassung zunächst gute Rathschläge zu ertheilen. Dem Prinzen schrieb er in geschäftlichem Tone, es wäre ein Brief der Markgräfin an Stephanie von einem Beamten zurückgehalten worden; der Mann wäre erschreckt gewesen über Worte des Briefes, die allerdings nicht von großem Wohlwollen zeugten und habe ärgerlichen Auftritten in einer Famile, welche deren schon so viele aufzuweisen hätte, vorbeugen wollen. Der Kaiser forderte den Prinzen Karl auf, solche Mißbräuche nicht zu dulden. Zwischen den Zeilen seines Briefes liest man, daß die Markgräfin die eigentliche Adressatin war. Diese Dame verstand ja von der Politik ebensowenig wie der übereifrige Beamte, der die nicht gerade diplomatische Offenbarung seines Eifers leuchten läßt.

Dieser Brief Napoleons an den Erbprinzen lautet wörtlich:

„Ich beantworte Ihren Brief vom 7. Juli. Ich höre zu meiner Freude, daß Sie eine glückliche Reise hatten und daß Sie mit Ihrer Aufnahme in Karlsruhe zufrieden sind. Die Wiederherstellung der Gesundheit des Kurfürsten*) wird zu Ihrer Zufriedenheit beigetragen haben. Ich höre, daß es vielerlei kleine Intriguen gegeben hat. Die Markgräfin hat an die Prinzessin geschrieben: ihr Brief ist dem

*) Anmerkung des Uebersetzers. Am 12. Juli 1806 wurde das Protocoll des Rheinbundes (ursprünglich sechzehn deutsche Fürsten und Herren) unterzeichnet. Damit zugleich erfolgte die Wandlung des Kurfürstenthums in ein Großherzogthum.

Herrn von Reitzenstein vorgelegt worden. Dieser hat für gut befunden, den Brief anzuhalten. Von dem Vorfalle hat Herr Dalberg Herrn de Talleyrand unterrichtet. Bestätigt sich das Alles, so muß ich sagen, daß ich es sehr garstig finde und daß die Leute, welche sich solche Verstöße gegen das Zartgefühl zu schulden kommen lassen, strafbar sind. Wenn sie glauben, sich in die Angelegenheiten von Privatpersonen mischen zu sollen, so sollte doch aber der Respekt, den sie dem Souverän schulden, Alles als untastbar gelten lassen, was von diesem kommt. Es ist nöthig, daß, wenn die Markgräfin eintrifft, Diejenigen bestraft werden, welche sich so weit vergessen haben. Ich wollte anfänglich an die Ungezogenheit einer Prinzessin, welche einer solchen Hochachtung genießt wie die Markgräfin, garnicht glauben! Zweifeln Sie nie an meiner Freundschaft und meinem Interesse an Ihrem Wohlergehen.

Napoleon"*).

Schon einige Tage zuvor hatte der Kaiser, welcher wahrscheinlich Befehl gegeben hatte, daß die Briefe der aufsässigen Markgräfin Amalie, ihm, als geschehe es aus Versehen, zugesandt würden, einen derselben in Saint-Cloud erbrochen; es ist zu vermuthen, daß dieser Brief nichts Unzulässiges enthielt, denn Napoleon schickte denselben zurück uach Karlsruhe mit den folgenden begleitenden Worten an Stephanie:

---

*) Correspondance de Napoléon XII. 540.

Saint-Cloud den 8. Juli 1806.

„Sie empfangen einen Brief der Markgräfin zurück: er ist hier irrthümlich erbrochen worden. Benachrichtigen Sie mich doch, wie es Ihnen geht. Ihre Gesundheit hat hoffentlich durch die Reise bei der großen Hitze nicht gelitten. Sagen Sie mir, daß Sie zufrieden und glücklich sind“*).

Dieser Brief hatte sich mit den Briefen des Prinzen und der Prinzessin, in denen sie von ihrer glücklichen Reise berichteten, gekreuzt. Die Geschichte von dem aus Versehen in Saint-Cloud erbrochenen Briefe der Markgräfin und die Geschichte des anderen, von Herrn von Reitzenstein aufgefangenen Briefes, bewiesen dem Prinzen Karl zur Genüge, daß die Gesinnungen seiner Mutter in Paris bekannt waren und daß man die Markgräfin in verletzender Weise überwachen ließ.

Der arme Prinz mußte mit seinem Herzen voller Liebe und seinem sanften Naturel**) zwischen seiner ihn abwehrenden Gemahlin und der ihn wegen seiner Schwäche scheltenden Mutter sich recht unglücklich fühlen. Wir wissen auch aus den Berichten des Herrn Massias, französischen

*) Lecestre: „Lettres inédites de Napoléon“ I. 70.

**) Anmerkung des Uebersetzers. Der nachsichtigen Beurtheilung, welche Herr Jos. Turquan in häufiger Wiederholung dem Erbprinzen, späteren Großherzog Karl von Baden zu Theil werden läßt, möchte ich nicht unterlassen, im Interesse der historischen Wahrheit den schwerwiegenden Tadel gegenüber zu stellen, welchen eine Autorität wie der Frh. von Stein in seiner „Denkschrift über Baden“ (1814, Pertz,

Gesandten in Karlsruhe, daß die Markgräfin zum Schrecken des Prinzen ihrer Zunge nach wie vor freien Lauf ließ; die Sache aber wurde dadurch noch peinlicher, daß der Kaiser offenbar über alles Bescheid wußte. Man ersieht aus seinem Briefe, daß er sich den Anschein gab, als glaube er an Uebergriffe eines Unterbeamten, als wünsche er diesen bestraft zu sehen. Herr von Reitzenstein aber wußte recht gut was er that, als er den Brief auffing, dessen Tenor nichts von diplomatischer Zurückhaltung zeigte.

Hätte nun wenigstens Stephanie, um ihren Gemahl zu trösten, ein wenig in ihrem abwehrenden Wesen nachgelassen, hätte sie nur geruht, auf die guten Rathschläge des Kaisers zu hören.

„Ich habe Ihren Brief empfangen", schrieb Napoleon ihr. „Mit Vergnügen höre ich, daß Sie sich wohlbefinden. Wenden Sie Ihrem Gemahl, der es wegen seiner Zärtlichkeit für Sie so wohl verdient, Ihre Liebe zu. Seien Sie freundlich dem Kurfürsten gegenüber: das ist Ihre erste Pflicht, er ist Ihr Vater. Außerdem ist er ein Fürst, welcher volle Achtung verdient. Behandeln Sie Ihre Unterthanen gut, denn die Souveräne sind nur zu deren

---

1848) ausspricht. Auch die Aeußerungen Arndt's in seiner Schrift „Beherzigungen vor dem Wiener Congreß sind dem Großherzog Karl überaus nachtheilig. Wenn Napoleon seinen garstigen Ausspruch: „ce prince indécrotable" (nicht vom Schmutz zu reinigen) später durch seine Las Cases gegenüber gefallene Aeußerung: „ce prince généreux auquel nous n'avions pas rendu assez de justice à Paris" wieder gut machte, so nehme man erleichtert und mit Vergnügen auch davon Notiz.

Glück da. Fügen Sie ſich in die Sitten und Einrichtungen des Landes; finden Sie alles gut, denn Nichts iſt unhöflicher als fortwährend von Paris und dem Glanze zu ſprechen, von dem man weiß, daß man ihn nicht haben kann. Das iſt ein Fehler der Franzoſen, vermeiden Sie ihn. Karlsruhe iſt ein ſchöner Aufenthalt. Man wird Sie nur lieben und ſchätzen, ſofern Sie das Land, in welchem Sie ſich befinden, lieben und ſchätzen: das iſt ein Punkt, in Bezug auf welchen die Leute ſehr empfindlich ſind.

Napoleon*).

Danach hätte alſo der Kaiſer ſelbſt herausgefühlt, daß es Zeit war, die Prinzeſſin auf die falſchen Wege aufmerkſam zu machen, welche ſie eingeſchlagen hatte, ſowohl was ihr eigenes Glück als was die politiſchen Intereſſen betraf. Die Prinzeſſin hatte auch ein volles Verſtändniß für die Beweggründe des Kaiſers und ſah ein, wie vollkommen Recht er hatte; allein einſtweilen verſchob ſie es noch, eine Aenderung in ihrem Weſen dem Gemahl gegenüber eintreten zu laſſen — der bloße Gedanke an eine ſolche Aenderung machte ſie ſchaudern. Der Kaiſer aber hielt darauf, daß die Aenderung ſofort einträte. In der Befürchtung, der Prinz Karl möchte entmuthigt die Flinte in's Korn werfen und ganz davon abſtehen, die rebelliſche Gemahlin zur Vernunft zu bringen, ſchrieb der Kaiſer einige Tage ſpäter auch an den Prinzen und empfahl ihm

*) Correspondance de Napoléon XII. 541.

wiederholt, doch ja die Prinzeſſin Stephanie, ſeine Gemahlin, zu lieben und werth zu halten: es genüge ja für einen Mann ſeine Frau zu lieben, um auch von ihr geliebt zu werden. Der Kaiſer benutzte die Gelegenheit, dem Erbprinzen einige praktiſche Rathſchläge in Bezug auf ſeine Zukunft als regierender Fürſt zu geben:

„Lieben Sie Stephanie", ſchrieb er, „und beſchäftigen Sie ſich während der Zeit, in der Sie noch für nichts aufzukommen haben, damit, zu lernen was nothwendig iſt, um mit Ruhm zu regieren und die Liebe der Unterthanen zu verdienen. Mögen Sie aus dieſen Rathſchlägen erkennen wie ſehr ich Ihnen zugethan bin.

Napoleon" *).

„Lieben Sie Stephanie", das iſt gut geſagt! Prinz Karl liebte ja ſeine Gemahlin von ganzem Herzen: Stephanie war es, die ſich nicht wollte lieben laſſen. Das wußte auch der Kaiſer ſehr wohl, deshalb ſchrieb er auch an ſie:

„Meine Tochter! Ich ſehe zu meinem Vergnügen, daß Sie ſich in Karlsruhe gefallen und daß Jedermann bemüht iſt, Ihnen zu gefallen. Lieben Sie den bejahrten Kurfürſten, weil er ihr Vater iſt und weil er einer der ehrenwertheſten Fürſten ſeiner Zeit und mir nie untreu geworden iſt. Seien Sie freundlich zu ſeinen Kindern aus zweiter Ehe; weil dies der Weg iſt, ihm zu gefallen. Begegnen Sie der Gräfin (Hochberg) mit Güte. Ich weiß

*) Correspondance de Napoléon XII. 575.

wie sehr Sie Ihren Gemahl lieben, seien Sie eifrig bemüht, ihm zu gefallen"*).

Der Kaiser, der im Gegentheil recht gut wußte, daß Stephanie ihren Gemahl nicht liebte, ja kaum ausstehen konnte, erfuhr bald, daß seine diplomatisch-liebenswürdigen Briefe nicht den geringsten Erfolg gehabt hatten. Nun verzichtete er auf weitere Briefe und beauftragte Herrn Massias, der bereits zu seiner vollsten Zufriedenheit verschiedene geheime Aufträge für den baierischen und badischen Hof erledigt hatte, mit der Erbprinzessin zu verhandeln, ihre Vorurtheile zu überwinden und ihr „raison" beizubringen. Herr Massias unterzog sich gewissenhaft dem ihm ertheilten Auftrage, allein er begegnete einem bedingungslosen: ich kann nicht**).

Der Kaiser hielt sich nicht für besiegt. Es war seiner Meinung nach durchaus nöthig, daß die beiden jungen Eheleute sich endlich miteinander einrichteten, nicht allein im Interesse der Politik, sondern auch im Interesse des wackeren Prinzen, dem der Kaiser zugethan war, im Interesse Stephanie's, welche offenbar energischere Rathschläge bedurfte als er sie ihr bisher ertheilt hatte.

Die Frankreich feindliche Parthei am badischen Hofe, geleitet von der Markgräfin, zuweilen wohl auch von dem Prinzen Ludwig, that währenddem das Erdenklichste, um

*) Correspondance de Napoléon XIII. 1.

**) Baron Massias: Napoléon jugé par lui-même: „Der Kaiser vertraute sie (Stephanie) meiner Sorgfalt und meiner Rechtlichkeit an".

das Einvernehmen zwiſchen Prinz und Prinzeſſin zu verhindern: beſonders intereſſirt daran ſchien der Prinz Ludwig zu ſein: denn, wenn Prinz Karl ohne Kinder ſtarb, ſo fiel ihm die Krone Badens zu. Gab es ein beſſeres Mittel, den Prinzen zu verhindern, daß er Nachkommenſchaft habe, als wenn man das Unglück der jungen Ehe förderte? Vielleicht hat dieſer Gedanke aber dem Prinzen Ludwig ferngelegen; jedenfalls wollte der Kaiſer, daß Stephanie ihr Betragen ändere.

So verdoppelte denn Herr Maſſias ſeine Anſtrengungen. Er machte der Prinzeſſin begreiflich, daß es für ſie von der allergrößten Wichtigkeit wäre, mit ihrem Gatten in Eintracht zu leben — war denn das eine gar ſo ſchwierige Aufgabe? Sie habe als Prinzeſſin ſowohl dem badiſchen Volke als dem Prinzen, ihrem Gemahl, gegenüber Pflichten zu erfüllen; auch könne ſie ihren Dank dem Kaiſer gegenüber in keiner beſſeren Weiſe an den Tag legen, als wenn ſie ihre Pflichten durchaus erfülle. Der Kaiſer wolle — dies war der Schluß ſeiner Ermahnungen — daß die Prinzeſſin ſobald als möglich dem badiſchen Hauſe einen Erben ſchenke.

An dergleichen aber hatte Stephanie, als ſie Prinzeſſin wurde, garnicht gedacht. Um die Pflichten, welche das Leben auferlegt, hatte ſie ſich überhaupt bisher nicht gekümmert; man wird einwenden, daß ſie dazu noch zu jung war: das iſt ja wahr, aber um mit dem Kaiſer zu kokettiren war ſie nicht zu jung! Stephanie mochte wohl von ihrem Vater und von ihrer Großmutter Fanny eine voll-

kommene Gleichgültigkeit in Bezug auf die Pflichten des Lebens ererbt haben; wie ihre beiden Vorfahren, so hatte auch sie bisher ausschließlich nur immer an ihr Vergnügen gedacht. Es treten gewiß einige mildernde Umstände für ihr Verhalten auf, so z. B. in ihrer von den frivolen Ueberlieferungen des eben erst beendeten achtzehnten Jahrhunderts nothwendiger Weise beeinflußten Jugend: in den Schmeicheleien ihrer Pensionsfreundinnen: in dem berauschenden Glanz des Tuilerienhofes u. s. w. Die Welt war, wie es der Prinzessin damals vorkommen mußte, nur für sie geschaffen. Jetzt, da sie verheirathet war, empfand sie es bitter, wenn man ihr sagte, daß sie nicht zu ihrem Vergnügen Prinzessin geworden, daß für diesen Titel zu bezahlen sei und zwar durch die Erfüllung gewisser Pflichten. Davon wollte sie nichts wissen, sie blieb taub für alle Ermahnungen.

Man findet übrigens in einem Briefe Napoleon's an Stephanie, der wiederum voller guter Rathschläge ist, eine Andeutung, daß eine vorübergehende Einigung zwischen den Gatten stattgefunden haben muß:

„Der Prinz", so schrieb der Kaiser, „hat mich benachrichtigt, daß Sie guter Hoffnung sind. Die Nachricht hat mir eine große Genugthuung bereitet. Ich höre überhaupt nur Gutes von Ihnen. Fahren Sie fort, vernünftig zu sein und seien Sie gut gegen Jedermann. Mir scheint, als habe man der Markgräfin Unrecht gethan, daß sie der schlechten Handlungen, welche ich ihr als einer so vortrefflichen Fürstin auch kaum zutrauen konnte, garnicht schuldig

ist. Wenden Sie dem Großherzog Ihre Liebe zu und seien Sie darauf bedacht, ihm zu gefallen"*).

Handelte es sich wirklich um erwartete Mutterfreuden bei Stephanie? Unter dem 20. September 1806 schrieb Frau Campan an die Königin Hortense:

„Wie verlautet hatte Ihre Kaiserliche Hoheit die Prinzessin von Baden eine Fehlgeburt im zweiten Monat. Ich würde dies für ein großes Unglück halten und sehr betrübt darüber sein; es könnte sich bei der Prinzessin das traurige Ereigniß mehrfach wiederholen"**).

Während der Kaiser, wie man sieht, sich um diskreteste Angelegenheiten einer jungen Ehe kümmerte, mischte er sich auch heimlicherweise in die Angelegenheiten Deutschlands. Zu Anfang Juli 1806 waren Bevollmächtigte der Süddeutschen Staaten in Paris unter Vorsitz Talleyrand's zusammengetreten. Man hatte sich schon nach einigen Sitzungen geeinigt und am 12. Juli wurde das Protokoll des Rheinbundes unterzeichnet. Auf Grund desselben erklärten sich für immer vom deutschen Reiche abgetrennt unter Anerkennung Napoleons als Protektor des neuen Bundes folgende Fürsten und Herren:

Der König von Baiern, der König von Württemberg, der Kurfürst Erzkanzler, der Großherzog von Baden, der Großherzog von Berg und Cleve, der Landgraf von Hessen-Darmstadt, die Fürsten von Nassau-Usingen und Nassau-

*) Correspondance de Napoléon XIII. 68.

**) Lettres de Madame Campan à la reine Hortense I. 311.

Weilburg, die Fürsten von Hohenzollern-Hechingen und von Hohenzollern-Sigmaringen, die Fürsten von Salm-Salm und Salm-Kirburg, der Fürst von Isenburg-Birstein, der Herzog von Aremberg, der Fürst von Lichtenstein und endlich der Graf von und zu der Leyen*).

Das war gewiß ein geschickter Schachzug Napoleons, schlossen doch die genannten Herren mit ihm ein Schutz- und Trutz-Bündniß; sie stellten im Kriegsfalle ihre Truppen zu des Kaisers Verfügung.

Das Ereigniß machte natürlich in ganz Europa ein überraschendes, ein gewaltiges Aufsehen: Kaiser Franz II mußte auf seinen Titel als deutscher Kaiser verzichten und sich mit dem Titel „Kaiser von Oesterreich" begnügen. Preußen aber, das nicht wie Oesterreich besiegt war, konnte ohne Befürchtungen die Vergrößerung der Macht, welche der Rheinbund Frankreich gab, nicht mit ansehen. Preußen fühlte sich zudem in seinem Ehrgeiz, in seiner Eigenliebe verletzt. Die Erregung im ganzen Lande war eine außerordentliche. Die Kriegsparthei gewann die Oberhand, nachdem sie sich Monate lang in geheimen Umtrieben und allerhand Ränken versucht hatte: sie veranlaßte nunmehr

*) Anmerkung des Uebersetzers. Später traten diesem Bunde bekanntlich noch bei: der Kurfürst von Würzburg (als Großherzog) (Ferdinand von Toscana), der Kurfürst von Sachsen (als König), die sächsischen Herzöge, die Fürsten von Schwarzburg, die Herzöge von Anhalt, die Fürsten von Lippe-Detmold und Schaumburg Lippe, die Fürsten von Reuß und der Fürst von Waldeck, der neugeschaffene König von Westfalen, die Herzöge von Mecklenburg-Strelitz, Mecklenburg-Schwerin, und der Herzog von Oldenburg.

ein übermüthiges Ultimatum des Königs von Preußen an Frankreich: da dieses einer Kriegserklärung gleichkam, rüstete Napoleon sich alsbald zum Feldzuge gegen Preußen.

Am 25. September 1806 verließ er Saint-Cloud um sich zunächst nach Mainz zu verfügen. Dorthin begleitete ihn die Kaiserin. Sie hätte sich ihrem Gemahl gern noch weiter angeschlossen, erhielt aber dazu die Erlaubniß nicht.

Josephine mußte in Mainz verbleiben, sie erklärte, sie werde dort bis zum Ende des Feldzuges ausharren. Noch war der Krieg nicht in offizieller Form erklärt, allein der Ausbruch von Feindseligkeiten stand jeden Augenblick bevor.

Von Mainz aus schickte der Kaiser einen seiner Adjudanten, den General Rapp, an den Großherzog von Baden. Der General überbrachte zwei Briefe: der an den Prinzen Karl gerichtete besagte u. a.:

„Der Großherzog hat die Aufforderung sein Contigent zu stellen erhalten. Lassen Sie mich wissen, ob Sie willens sind, das Commando desselben zu übernehmen“ *).

Der andere Brief, der an den Großherzog gerichtete, enthielt die Aufforderung, den Prinzen Karl, seinen Enkel, zur Armee zu schicken.

General Rapp sagt in seinen Memoiren:

„Ich traf den ehrwürdigen Greis (Großherzog) in seinem alten Schlosse zu Baden; er schien sehr aufgeregt über die Aufforderung zu sein, die ich überbrachte, entschloß

*) Correspondance de Napoléon XIII. 265.

ſich aber doch und gab Befehl, für die nöthigen Vorbereitungen. Er erwies mir die Ehre, mir mit rührenden Worten den jungen Prinzen zu empfehlen. Dieſer brach ſchon zwei Tage ſpäter auf und ſtieß in Würzburg zu uns“ *).

Der Brief Napoleon's an den Prinzen Karl hatte ſich mit einem Briefe des Prinzen an den Kaiſer gekreuzt. Der Gemahl Stephanie's bat in demſelben — der Brief iſt vom 27. September datirt — ihm zu erlauben, den Feldzug mitzumachen; die Antwort des Kaiſers lautete:

„Mein Sohn! Ich erhalte ſoeben Ihren Brief. Ich billige Ihren Wunſch in's Feld zu rücken. Ich werde Sie mit Vergnügen an meiner Seite ſehen; Sie können ſich nach Bamberg verfügen . . . . . Ich ſetze voraus, daß Sie die Einwilligung des Großherzogs haben. Beſchleunigen Sie ſo viel wie möglich den Abmarſch Ihres Corps . . . .“ **).

Man ſieht alſo, daß der badiſche Prinz ſelbſt um die Ehre nachgeſucht hat, zur Armee geſchickt zu werden, während zu derſelben Zeit der Kaiſer ihn dazu aufforderte. Der letztere Umſtand iſt in ſo fern von Bedeutung, als Napoleon vielleicht die Abſicht hatte, durch die Berufung des Prinzen zur Armee den jungen Ehemann den unglücklichen Verhältniſſen ſeines Daheims zeitweilig zu entziehen. Dachte er dabei vielleicht an die Worte Othello's?***)

*) Général Rapp: Mémoires, S. 72 (Ed. Garnier 1895).

**) Correspondance de Napoléon XIII. 287.

***) Anmerkung des Ueberſetzers:

She loved me for the dangers I had pass'd
And I loved her that she did pity them.

Hoffte er, daß Stephanie den Gemahl nach dessen Rückkehr aus dem Kriege, allen Gefahren entronnen, an ihr Herz drücken würde? Jedenfalls trug sich der Prinz selber mit diesem schönen Gedanken — was geschah, wird man sogleich hören.

Während Prinz Karl dem Schauplatz der Ereignisse zueilte, glücklich, der peinlichen Lage entronnen zu sein, welche Die ihm bereitete, welche ihm das Leben hätte versüßen sollen, stellte sich Prinzessin Stephanie in Mainz ein. Josephine hatte sie mit der Einwilligung Napoleon's zu sich eingeladen, um von ihr unterhalten zu werden. Der Kaiser schrieb seiner Gemahlin, die er am 1. Oktober verlassen hatte, unter dem 5. Oktober:

„Ich finde nichts Unpassendes dabei, daß die Prinzessin von Baden sich nach Mainz verfügt. Ich weiß gar nicht, weshalb Du meinst, Du thust Dir nur selbst Schaden dadurch: Hortense ist ein wenig pedantisch: sie liebt es, Rathschläge zu ertheilen. Sie hat mir geschrieben; ich werde ihr antworten. Es ist erforderlich, daß sie glücklich und zufrieden ist. Muthig und vergnügt sein — das ist das beste Arcanum“ *).

Wenn Hortense nicht glücklich war, so war das ihre eigene Schuld; sie blieb zunächst noch in Aachen zum Gebrauch der Bäder, eilte aber dann, auch ihrerseits mit einer Einladung bedacht, nach Mainz. Am

*) Correspondance de Napoléon.

7. Oktober schrieb Napoleon an Josephine, Stephanie müsse jetzt bei ihr sein; ihr Gemahl wolle Krieg führen und wäre bei ihm.

So konnte denn Mainz im Herbst 1806 mit einer Miniatur-Ausgabe des Tuilerienhofes Bekanntschaft machen. Die Kaiserin, ihre Tochter, ihre Nichte, alle drei Strohwittwen, suchten sich nach Möglichkeit zu amüsiren, obwohl die Zeitumstände dazu doch wenig geeignet waren: erdröhnte doch die Stadt von früh bis spät vom Gerassel der Trommeln, vom Rollen schwerer Kanonen und Munitionswagen. Dem Durchzuge der Truppen folgten später die Transporte von Verwundeten; denn schon hatten die Kanonen bei Saalfeld gedonnert, jeden Tag mußten die französische und die preußische Armee zur Entscheidung aufeinanderstoßen.

Der Kaiser war nicht ohne Besorgniß: so viel er auch von den Soldaten von Rivoli, Marengo und Austerlitz hielt, es war immerhin möglich, daß seine Armee von den geschulten Harsten des Herzogs von Braunschweig, Hohenlohe's u. a. geschlagen wurde. Russische Truppen waren zudem zur Unterstützung der Preußen im Anmarsch. Anstatt sich ebenso ernsten Gedanken hinzugeben, anstatt für die Pflege der Verwundeten Vorbereitungen zu treffen, anstatt für altes Linnen, für Charpie zu sorgen, Krankenpfleger und Pflegerinnen herbei zu schaffen, die Hospitäler zu besichtigen, gaben sich die drei hohen Damen in Mainz allen erdenklichen Zerstreuungen hin.

„Es gab in Mainz einen reizenden Hof", so schreibt

ein liebenswürdiger und geiſtreicher Hiſtoriker*), der ſtets viel Nachſicht mit den Frauen der kaiſerlichen Familie an den Tag gelegt hat.

Madame de Rémuſat, die wohl ebenſo geiſtreich aber weniger nachſichtig war, vermeldet: „Die Königin Hortenſe trieb während der Tage ihres Aufenthaltes in Mainz allerhand Kurzweil: ſie tödtete die Zeit mit Spielereien, welche in Anbetracht ihres Ranges doch gar zu kindiſch waren“ **).

Es ſchien in der That als wären nicht nur Hortenſe, ſondern auch die Kaiſerin und ihre Nichte wieder Kinder geworden. Hatten ſie für den Ernſt der Zeit wirklich gar kein Verſtändniß, lag ihnen die Sorge für die Verwundeten garnicht am Herzen, ſo hätten ſie ſich doch mit Lectüre beſchäftigen, durch das Studium der Geſchichte ihre Kenntniſſe erweitern, ihr Urtheil bilden ſollen. Nein! Die Damen waren den größten Theil des Tages mit Putz und Toilette beſchäftigt. Wurde ihnen dieſe Beſchäftigung periodiſch einmal langweilig und konnten ſie das Bedürfniß zu gähnen nicht mehr unterdrücken, ſo mußte irgend ein albernes Spiel aushelfen: ſehr beliebt war das Blindekuh-Spiel! Wer weiß — vielleicht griffen ſie auch zu Puppen.

*) J. de Norvin: „Mémorial“, III. 138.

**) In den beiden Büchern J. Turquan's: L'impératrice Joséphine und La reine Hortense (beide deutſch bei Schmidt & Günther, Leipzig) findet man ſehr intereſſante Einzelheiten über den damaligen Aufenthalt der kaiſerlichen Damen in Mainz.

Schmeichler fanden ihr Treiben höchst ergötzlich, sogar der General Thiébault, der doch sonst ein so strenger Richter der Thorheiten der napoleonischen Zeit ist, hatte neben Norvin für das Treiben, „am Hofe zu Mainz“ ein Lächeln. Norvin findet, daß dieser Hof eine gewisse soldatische Nonchalence, einen schneidigen Bivouac-Humor an den Tag legte, daß die Strenge der Etikette gelockert war.

Die Kaiserin hielt ihren Salon auf dem Fuße, wie in den Tuilerien, ein bunteres Aeußere hatte der der Königin Hortense, in welchem die hervorragenden Vertreter der Einwohnerschaft Zutritt hatten. Im Salon Hortenses wurden Etikette-Vorschriften fast ganz bei Seite gelassen. Dem Anscheine nach war um 10 Uhr Abends Alles vorbei: Prinzessin Stephanie, welche von ihrer Tante mit mütterlicher Sorgfalt gehütet wurde, ging zur Ruhe — dann erst begann eine Ausgelassenheit, die aller Beschreibung spottet: war wirklich einmal Stephanie dabei zugegen, so ließ Josephine sie nicht aus den Augen, sie wollte nicht, daß dieselbe Einblick gewönne in den freien Ton dieser geselligen Vereinigungen; war die Prinzessin zugegen, so wurden Sprüchwörter oder wohl auch eine von Hortense einstudirte Comödie aufgeführt.

Madame de Rémusat, welche neben dem General Ordener eine Art Aufsicht über diesen lustigen Hof führte, Herr de Norvins und Herr Desprez, Privatsekretär der Kaiserin, waren an diesen Zerstreuungen gewöhnlich betheiligt: sie brachten gern spaßhafte und witzige Einfälle

zur Geltung, wobei ihnen Herr de Labédoyère und Herr d'Espinchal mit ihrer jugendlichen Ausgelassenheit zur Hülfe kamen. Der kleine Hof zollte den Herren reichen Beifall ohne wohl für die Pointen ihrer improvisirten Scherze stets ein richtiges Verständniß zu haben.

An schönen Tagen des sonnigen Herbstes wurden Parthien unternommen, namentlich nach den Schlössern der Nachbarschaft; es waren dazu sechs Equipagen, bespannt mit sechs oder vier Pferden, begleitet von Piqueuren und Gensdarmen, nöthig.

Diese Ausflüge in die ländliche Umgebung von Mainz waren stets so lärmend, daß man hätte glauben können, es handle sich um in die Ferien gehende Schüler. Wenn die Gesellschaft sich zu einem Picknick im Freien — damals „bei Hofe" sehr beliebt — niederließ, wurden die in der Nähe haltenden Wagen gewöhnlich von pfiffigen Geschäftsleuten mit allerhand steuerpflichtigen Artikeln schnell vollgepfropft. Es waren namentlich coloniale Leckerbissen, englische Stoffe u. s. w., für welche an den Thoren „Accise" zu bezahlen war; sie wurden unter die Sitze, ja zwischen dieselben gesteckt, wo sie oft so viel Raum einnahmen, daß kaum noch Plätze in dem Wagen übrig blieben. So passirte man lachend und lärmend die Thore, an denen die Zollbeamten vor der vornehmen Schmugglergesellschaft sich tief verneigten. Nach dem Diner vertheilten dann die Kaiserin, ihre Tochter und ihre Nichte, nachdem sie für sich selbst das Beste ausgesucht hatten, den Rest der Contrebande an ihre

Damen oder die Dienerschaft, welche damit Geschäfte machte.

Das waren in der That skandalöse Vorgänge! Hätten die Damen der Kaiserlichen Familie nicht aus Rücksicht für Napoleon, aus Rücksicht für sich selbst, aus Rücksicht für das Volk, dem sie ein Beispiel des Gehorsams gegen die Gesetze hätten geben sollen, ihrem Muthwillen Schranken setzen sollen, anstatt sich, unter einer Decke mit ihren Bedienten, mit dem Schmuggel zu befassen? Kann man sie wohl noch, wenn sie später ihre glänzenden Stellungen einbüßten, bemitleiden?

Wenn diese Damen den Kaiser vergaßen, er, der Kaiser, vergaß ihrer nicht. Von Wittenberg unter dem 23. Oktober liegt von ihm ein Brief an Josephine vor:

„Ich erhielt mehrere Briefe von Dir. Ich schreibe Dir nur ein paar Worte; es geht alles gut. Morgen werde ich in Potsdam, am 25. in Berlin sein. Ich befinde mich vortrefflich, die Strapazen bekommen mir gut. Es ist mir lieb, Dich mit Hortense und Stephanie in glänzender Gesellschaft zu wissen. Das Wetter war bis jetzt schön. Tausend freundliche Grüße an Stephanie und Alle. Adieu, ganz der Deinige."

Es kommt vor, daß sich in diese Briefe Napoleons ein „Kuß" an Stephanie drängt, z. B. findet man in einem der Briefe, der aus Posen vom 12. Dezember datirt ist, folgende Schlußzeile:

„Adieu, meine geliebte Josephine; ganz der Deinige. Einen Kuß an Hortense, an den kleinen Napoleon*) und an Stephanie.“ —

Der Krieg zog sich in die Länge. Nachdem die preußische Armee bei Jena und Auerstädt vernichtet war, ging der Kaiser der russischen Armee entgegen und dem kurzen glänzenden Feldzuge gegen Preußen folgte ein langweiliger Winterfeldzug in Polen. Der badische Prinz nahm an beiden Theil und gehörte bis zum 2. Juni 1807 zum Generalstabe Napoleons. Der Kaiser schickte ihn sodann in das Großherzogthum, um Verstärkungen zu holen. Der inzwischen abgeschlossene Friede von Tilsit hielt den Prinz in Baden zurück. Er hatte sich bei Jena hervorgethan; am 8. November war ein Brief von Napoleon an die Markgräfin Amalie, die Mutter des Prinzen, eingetroffen, welcher also lautete:

„Ich erhielt Ihrer Hoheit Brief; die darin enthaltenen Empfehlungen sind wichtig für mich .... Sie können in Bezug auf Ihren Sohn ruhig sein. Er hat sich in der Schlacht gut benommen und erträgt die Strapazen gut.“ —

Die Kaiserin Josephine kehrte nach einem viermonatlichen Aufenthalt in Mainz nach Paris zurück. Schon früher war der „Urlaub“ Hortense's abgelaufen, ja die Königin hätte schon längst zu ihrem Gemahl, den sie, wie

*) Anmerkung des Uebersetzers: Es war der älteste frühverstorbene Sohn Hortense's, der durch seine Anwesenheit am „Mainzer Hofe“ durchaus keinen störenden Einfluß gehabt zu haben scheint.

sie versicherte, liebte, den sie aber in Wahrheit nicht ausstehen konnte, zurückkehren sollen. Stephanie stellte sich Ende Januar 1807 wieder in Karlsruhe ein.

Ob sie ein wenig ernster geworden war — ob sie ruhig das Ende des Krieges und die Rückkehr ihres Gemahls abwartete — ob sie Veranlassung zu übler Nachrede gab — ob sie sich Herzensregungen, wie sie den Prinzessinnen damals eigen waren, hingab: das weiß wohl Niemand. Da sie ihren Gemahl nicht liebte, da sie gerade kein unerschütterliches Pflichtgefühl besaß, so sieht man nicht, was sie hätte abhalten können, Neigungen zu folgen, die ihrem leichtsinnigen Herzen wohl zuzutrauen wären. Es ist schade, daß man nie wissen kann, was in dem Herzen einer Frau, die sich langweilt, vor sich geht, man würde die interessantesten Studien machen. Wie an allen Höfen, so wurde ja auch am Karlsruher Hofe viel gemunkelt und geflunkert: das Echo des Geschwätzes scheint auch nach Saint-Germain gedrungen zu sein, wie aus einem unter dem 8. Februar 1807 von der Campan an Hortense gerichteten Briefe zu ersehen ist. Die nachfolgende Bemerkung in demselben bezieht sich jedenfalls auf Stephanie:

„Es sieht beinahe so aus, als bedürfe eine Kaiserliche Prinzessin guter Rathschläge; sie steht ja unglücklicherweise zu einer von Vorurtheilen beherrschten Persönlichkeit in naher Beziehung: diese könnte leicht über unsere neue Dynastie ebenso denken wie die Leute, die sich hier an dieselbe herangedrängt haben. — Das wäre allerdings

ſehr gefährlich! Die Kaiſerliche Prinzeſſin ſcheint verſtimmt; zuweilen erzeigt ſie mir die Ehre, an mich zu ſchreiben .... Ich ertheile ihr von Zeit zu Zeit Rathſchläge, ſicher bin ich ja, daß ſie keine Thorheit begehen wird, aber ich muß doch ſtets Befürchtungen haben, auch wenn dieſe Thorheiten nichts weiter auf ſich hätten."

Die Rathſchläge der Frau Campan ſcheinen den Erfolg gehabt zu haben, daß das Verhalten der Prinzeſſin zu ihrer Schwiegermutter ſich beſſer geſtaltete. Man entnimmt nämlich einem Briefe der Madame Walſh, jener nachſichtigen Hofdame der Prinzeſſin Stephanie, vom Juli 1807 folgende Bemerkung:

„Die Prinzeſſin Stephanie war am Feſttage der Markgräfin die Liebenswürdigkeit ſelber, ſie hat die ganze Geſellſchaft durch ihr reizendes Spiel, durch ihren Geſang und durch ihren Tanz entzückt. Dieſe anſprechenden Talente, denen ſich Ehrbarkeit und Sittenſtrenge geſellen, werden aus ihr eine muſterhafte Prinzeſſin machen."

Daß dieſe Dame im Futurum ſpricht und ſagt: „Dieſe Talente u. ſ. w. werden aus ihr eine muſterhafte Prinzeſſin machen", legt die Vermuthung nahe, daß ſie es bis jetzt noch nicht iſt. Soll man denn wirklich die vier Jahre abwarten müſſen, welche ihr Gemahl als Bildungszeit annahm? Madame Walſh betont es ſo ganz beſonders, daß die Prinzeſſin am Feſte ihrer Schwiegermutter überaus liebenswürdig war, als verſtünde ſich das nicht von ſelbſt.

Prinz Karl, der Verlangen hatte, ſeine Gemahlin

wiederzusehen, stellte sich in Karlsruhe jedenfalls in der Hoffnung ein, dieselbe zu ihrem Vortheil verändert zu finden. Leider aber war das leichtfertige Treiben an dem kleinen Mainzer Hofe gerade nicht geeignet gewesen, diese Aenderung herbei zu führen. Die Prinzessin hatte für ihren, den Gefahren und Strapazen des Feldzuges glücklich entronnenen Gemahl, kein einziges Wort der Beglückwünschung und zeigte sich auch durchaus nicht aufgelegt, fortan eine pflichttreue Ehefrau zu werden. War sie wirklich noch zu sehr Kind oder gefiel sie sich besonders, darin als ein „Opfer der Staatsraison" angesehen zu werden? Es schien beinahe, als zürne sie dem Prinzen, daß er sie geheirathet hatte.

Der Heimgekehrte war also in seinen Erwartungen bitter getäuscht; die kalte, fast verächtliche Zurückhaltung seiner Gemahlin machte sein Herz erstarren. Nach dem Austausch einiger höflicher Redensarten zog sich der tiefgekränkte Gemahl in seine Gemächer zurück. Er kam zur Ueberzeugung, daß es für ihn das Beste sein würde, ganz für sich zu leben. Er sah von da an seine Gemahlin nur gelegentlich bei öffentlichen Ceremonien, bei denen sie den Vorschriften der Etikette entsprechend, sich an seiner Seite zu zeigen hatte.

Der mit Lorbeeren beladen nach Paris zurückgekehrte Napoleon beschloß das Ende des Sommers von 1807 in Fontainebleau zu verbringen; dort bekränzte er seinen Ruhm mit einer Reihe der allerglänzendsten Festlichkeiten. Einladungen zu denselben waren an alle regierenden

Fürſten Deutſchlands ergangen, natürlich auch an den Erbprinzen von Baden und ſeine Gemahlin. Obwohl ſie die Reiſe gemeinſchaftlich zurücklegten, war doch von einer Annäherung keine Rede geweſen und auch während ihres Aufenthaltes in Frankreich blieben die Verhältniſſe unerquicklich wie zuvor: Der Prinz zeigte auf allen Feſten, auf der Jagd wie auf Bällen und Diners daſſelbe traurig-ernſte Geſicht. Seine Gemahlin im Gegentheil war vortrefflich aufgelegt, ja womöglich noch koketter als je zuvor. So kam es, daß gelegentlich eines Balles der König Jérome von Weſtfalen, der kürzlich mit der Prinzeſſin Katharina von Württemberg verheirathete jüngſte Bruder Napoleons, ſich in die Prinzeſſin vernarrte. Das war um ſo weniger paſſend als Prinz Karl bei Jérome's Verheirathung Trauzeuge geweſen war. Durch Rückſichten aber ließ ſich dieſer königliche Taugenichts in ſeinem Vergnügen durchaus nicht ſtören, auch wenn dieſelben verbotener Art waren.

Prinzeſſin Stephanie, ganz ſtolz darauf, die Aufmerkſamkeit eines Königs auf ſich gelenkt zu haben, fand ein ſichtliches Vergnügen darin, ſich von Jérome den Hof machen zu laſſen, ſie verhehlte auch ihre Stimmung durchaus nicht: ſie tanzte fortan auf allen Bällen nur mit ihrem königlichen Verehrer: ſie ging nur mit ihm ſpazieren: ſie plauderte nur mit ihm. Der armen Königin Katharina*),

*) Anmerkung des Ueberſetzers: Sie iſt die Tochter aus der erſten Ehe des erſten Königs von Württemberg, Friedrich I; ihre Mutter war die Prinzeſſin Auguſte von Braunſchweig, Schweſter jener unglück-

welcher es versagt war, ihres körperlichen Zustandes wegen zu tanzen, entging es nicht, daß ihr flatterhafter Gemahl der Erbgroßherzogin von Baden in auffallender Weise huldigte; sie grämte sich darüber bitterlich und die Sache kam so weit, daß sie auf einem Balle, indem sie den lang unterdrückten Thränen freien Lauf lassen mußte, im Ballsaal ohnmächtig niederfiel.

Alle Welt erschrickt — die Musik verstummt, — der Tanz hört auf — von allen Seiten eilt man herbei, um die Ohnmächtige in ein Nebengemach zu tragen; alsbald stellt sich die Kaiserin mit ihren Damen ein, um ihrerseits mit Flaccon und Fächer Hülfe zu leisten: endlich kommt auch Jérome, dem der Kaiser auf den Fersen folgt.

Napoleon hat mit einem Blick Alles errathen, richtet einige heftige Worte an seinen Bruder und zieht sich gleich

---

lichen Caroline, der Gemahlin Georg IV von England und vielleicht noch unglücklicher als diese. Auguste starb in Rußland auf Schloß Lohda bei Rewal, verfolgt vom Hasse der Zarin Katharina II, auf schreckliche Weise („Memoiren der Baronin Oberkirch", in englischer Sprache erschienen). Auguste und Caroline waren Töchter Carl Wilhelm Ferdinand's von Braunschweig, jenes ebenfalls vom Schicksal schwer heimgesuchten Fürsten, der in Ottensen ein Grab fand, an dem keine Thränen flossen. Ueber die Gemahlin Jéromes weiß die Gräfin Anna Potocka in ihren vielgelesenen „Memoiren" (Schmidt & Günther, Leipzig) recht interessante Mittheilungen zu machen. Der erste König von Württemberg, wie gleich hinzugefügt sein mag, heirathete in zweiter Ehe die Prinzessin Mathilde, Tochter Georg III, der Napoleon während eines Aufenthaltes in Stuttgart (1805) so viel Artigkeiten zu sagen bemüht war.

darauf sehr erregt zurück. Jérome, der, wenn er unter den Augen des Kaisers war, stets ein Gefühl von Furcht verrieth, wenn er allein war, aber über Tisch und Bänke sprang, ließ sich ganz betroffen an der Seite seiner Gemahlin nieder, umschlang dieselbe und versuchte, sich zu entschuldigen, indem er erklärte, es gäbe für ihn auf der Welt ja nur eine Frau und das wäre seine geliebte Katharina: er habe ja nur aus Höflichkeit mit der Prinzessin Stephanie getanzt: er habe sich ja nicht das Geringste zu Schulden kommen lassen — träfe Jemanden ein Vorwurf, so träfe er die Königin, seine Gemahlin, die er jedoch so zärtlich liebe, daß er — Napoleon hatte sich inzwischen entfernt — ihr ihre Kindereien gern verzeihen wolle.

Der gesammte Hof fühlte sich natürlich durch diese Scene, deren Zeuge er gewesen war, sehr erbaut. Der König mit seiner Gemahlin am Arm, zog sich schließlich in seine Gemächer zurück. Waren ihm, dem Könige, durch Napoleon die ernstesten Vorhaltungen gemacht, ihr, der übermüthigen Stephanie, war Josephine beauftragt, den Standpunkt klar zu machen. Da es der Kaiserin so vorkam, als machten ihre Worte keinen besonderen Eindruck auf ihre Nichte und sie sich sagen mußte, es fehle ihr am Ende doch selber die nöthige sittliche Autorität, so ersuchte sie Madame de Rémusat, deren streng tugendhafter Sinn allgemein anerkannt war, die allzu muntere Erbprinzessin vorzunehmen.

Es liebt bekanntlich Niemand zur Rede gesetzt zu

werden, Prinzessinnen besonders sollen dagegen eine große Abneigung haben. Stephanie aber ließ klugerweise die Ermahnungen der Rémusat über sich ergehen. In ihren Mémoiren hinterließ die Palastdame die folgenden Zeilen:

„Die Prinzessin empfing mich sehr freundlich; sie hörte mir ruhig zu, als ich ihr vorstellte, wie sehr sie durch ihr Benehmen ihre Zukunft compromittire, wie sehr ihr Pflicht und Interesse gleichzeitig riethen, mit dem Prinzen, ihrem Gemahl sich gut zu stellen; ich bemerkte ihr, daß aller Wahrscheinlichkeit nach in Deutschland Leichtfertigkeiten, welche man ihr in Paris vielleicht verziehe, übel genommen werden würden: sie möge doch ja keine Veranlassung zu übler Nachrede, mit der man so schnell bei der Hand wäre, geben u. s. w"*).

Die Prinzessin gab in einem zunächst etwas gleichgültigen Tone eine gewisse Unbesonnenheit in Bezug auf ihr bisheriges Verhalten zu, erklärte auch, sie bedaure den Vorfall im Ballsaal, fügte aber hinzu, man dürfe mit ihr deßwegen auch nicht allzu streng zu Gerichte gehn; sie habe doch nicht im Entferntesten daran gedacht oder gar die Absicht gehabt, etwas Schlechtes zu thun. Man thäte Unrecht, ihr Etwas als Verlockungen einer Kokette auszulegen, was doch bei ihr nur auf den Wunsch, sich zu amüsiren, zurückzuführen wäre.

*) Mad. de Rémusat: „Mémoires" III. 246.

Nachdem dieſes Bekenntniß abgelegt war, begann die Prinzeſſin auch ſofort wieder mit ihren bisherigen Allüren. Die vornehme Art der Rémuſat, die anſprechende Ungezwungenheit derſelben aber hatte bei ihr ein gewiſſes reſpektvolles Vertrauen hervorgerufen, über das ſie ſich wohl ſelbſt kaum Rechenſchaft gab, daß ſie jedenfalls zu einer gewiſſen Offenheit der Rémuſat gegenüber ermunterte. Sie erging ſich in etwas gereiztem Tone darüber, daß die Beachtung, welche ſie früher am kaiſerlichen Hofe gefunden habe, nicht mehr dieſelbe wäre, daß ſie nicht mehr als die Tochter des Kaiſers zu gelten ſcheine, ſondern nur als eine ausländiſche Prinzeſſin angeſehen werde.

Feſt ſteht unzweifelhaft, daß der Kaiſer ſein Benehmen der Prinzeſſin gegenüber vollkommen geändert hatte. Da er nicht mehr verliebt in ſie war, ſo ließ er — um einen dem Krieger geläufigen Ausdruck zu brauchen — ſie wieder zurücktreten in Reih und Glied. Er ſchien nicht mehr geneigt, den früheren munteren Streichen Stephanies einen Paſſierſchein zu ertheilen; er war auch der Anſicht, daß es Niemandem erlaubt ſei, daß es namentlich einem eben verheiratheten König von Weſtfalen ſchlecht anſtünde, mit der Prinzeſſin eine Liebelei anzuknüpfen, noch dazu zu einer Zeit, da er, der Kaiſer, wünſchte, daß dieſe Prinzeſſin endlich de facto die Gemahlin des Prinzen Karl würde.

Es war eine lange Unterredung, welche die Rémuſat mit der Prinzeſſin hatte; am Schluß derſelben ver-

ſprach die Ermahnte, daß ſie künftighin mit mehr Ueberlegung handeln: daß ſie auch mehr Maaß halten wolle: daß ſie, ſtatt ſich beobachten zu laſſen, ſelber beobachten: daß ſie ihr Benehmen überhaupt ſo einrichten wolle, daß Niemand daran etwas auszuſetzen haben könnte.

„Sie werden ſehen“, ſagte die Prinzeſſin, indem ſie ihren liebenswürdigen Mentor in die Arme ſchloß, daß Sie alle Veranlaſſung haben werden, mit mir zufrieden zu ſein.“

An demſelben Abend bemerkte in der That ihr bemitleidenswürdiger Gemahl, der nie ſeiner Unzufriedenheit Worte lieh, ſondern dieſelbe nur durch tiefe Traurigkeit verrieth, eine Veränderung im Benehmen der Prinzeſſin: ſein Erſtaunen war ſo groß, daß er, was er ſonſt nie that, während des Balles an ſie herantrat. Er war wie berauſcht von dem zärtlichen Ton, in welchem ſie zu ihm ſprach. Die aufmerkſamen Hofleute bemerkten ihrerſeits mit ſpöttiſcher Genugthuung, daß an dieſem Abend das Verhalten der Prinzeſſin ebenſo paſſend war, wie es früher unpaſſend geweſen war.

Als der Ball zu Ende war, ſuchte die Prinzeſſin Madame de Rémuſat auf. „Nun“, ſagte ſie ihr mit kindlicher Fröhlichkeit, „ſind Sie mit mir zufrieden? . . . War das ſo gut?“

Von da an bis zu Ende ihres Aufenthaltes in Fontainebleau war der Prinzeſſin über ihr Verhalten nicht das Allergeringſte mehr vorzuwerfen. Das war natürlich dem ſchwatzſüchtigen Hofe, dem nun ein ſeit lange beliebtes Thema

fehlte, nicht recht: eifrig aber waren die kaiſerlichen Prinzeſſinnen dabei, ſich luſtig zu machen.

Diesmal, als die Stunde der Rückkehr nach Baden ſchlug, vergoß Prinzeſſin Stephanie keine einzige Thräne. Dabei aber gab ſie ſich doch noch immer keine ernſte Rechenſchaft über ihre Pflichten als Gattin und hatte nur diejenigen im Auge, die ihr als Prinzeſſin, als Vertreterin der Politik Napoleons oblagen. Dieſer Umſtand entging dem Kaiſer nicht und deshalb ſchickte er einen geheimen Agenten nach Karlsruhe, um moraliſche Medikamente zu verordnen. Die Prinzeſſin hatte mittlerweile einſehen gelernt, daß ſie bis jetzt einen falſchen Weg gegangen war, ſie wollte allen Ernſtes begangene Fehler wieder gut machen. So trat denn vor Allem in ihrem Verhalten dem Gemahl gegenüber eine Aenderung ein: ſie ſuchte denſelben jetzt ebenſo eifrig auf, wie ſie ihn früher gemieden hatte: ſie erwies ihm Aufmerkſamkeiten, ja ſie zeigte ſogar Etwas wie eine verlockende Aufmunterung in ihrem Weſen. Es war zu ſpät!

Prinz Karl, zu tief verwundet, hatte ſeiner einſtigen Liebe zu Stephanie allem Anſcheine nach jetzt entſagt. Der Zorn, den er ſo lange in ſein ſtilles Innere verſchloſſen, brach ſich jetzt dem veränderten Weſen Stephanie's gegenüber Bahn, weil er dasſelbe für einen frivolen Scherz hielt. Wie hätte er auch den Worten einer Frau trauen können, welche ſich ihm gegenüber ſo oft über Anſtand und Pflicht hinweggeſetzt hatte? Warum mit einem Mal dieſe Veränderung? Von welcher verſteckten Abſicht

mochte sie ausgehen? Das waren Fragen, welche den Prinzen vor der Hand ganz in Anspruch nahmen.

Mit einem verächtlichen Blick wies er die reumüthige Stephanie ab, die nun in der Lage war, in den Abgrund, an den ihr unbedachtes Betragen sie gebracht hatte, zu blicken. War es möglich, das Geschehene je wieder gut zu machen? Ach, wir ernten im Leben stets, was wir gesät haben! Stephanie wurde dies zu ihrem unaussprechlichen Schrecken gewahr.

Der Erbprinz und seine Gemahlin führten ein völlig getrenntes Leben; sie trafen nur dann zusammen, wenn es sich nicht anders machen ließ, das heißt, auf Diners bei dem Großvater, bei der Mutter, oder auf solchen, welche sie selbst zu geben verpflichtet waren. Es war das Hofceremoniell allein, welches zu vorübergehender Vereinigung führte, und bei dieser mußten stets dritte Personen zugegen sein. Prinz und Prinzessin trugen bei solchen Gelegenheiten eine offizielle Maske, sodaß Uneingeweihte von der Traurigkeit der Verhältnisse kaum Etwas merken konnten. Warum hätte man auch dem Publikum einen Einblick in die eheliche Zerwürfniß geben sollen? Gerüchte fanden ja ohnehin zahlreich aus dem Schlosse ihren Weg in die Oeffentlichkeit. Stephanie merkte dies wohl an dem Verhalten ihrer Umgebung und fing an, die Richtigkeit Dessen zu begreifen, was ihr Frau Campan in Bezug auf das Ausspioniren der Hofgeheimnisse geschrieben hatte. Es war gewiß schon viel in die Oeffentlichkeit gedrungen!

Im Publikum glaubte man, als das junge Paar sich gemeinsam nach Erfurt aufmachte, es wäre nun alles ausgeglichen — das war ein Irrthum. Prinz und Prinzessin reisten nach Erfurt gerade so, als verfügten sie sich zu einem Diner bei der Markgräfin oder bei dem Großherzog, das heißt unter dem Zwange der Hofvorschriften.

Napoleon, welcher in Erfurt bekanntlich den berühmten Kongreß abhielt, hatte auch das erbprinzliche Paar dorthin eingeladen, oder, besser gesagt, befohlen. Stephanie war hocherfreut, trug sie sich doch mit einer unbestimmten Hoffnung — vielleicht knüpfte sich diese an das Wiedersehen mit ihrem Adoptivvater; außerdem hatte sie ja auch den lebhaften und erklärlichen Wunsch, den Kaiser von Rußland, ihren Schwager, kennen zu lernen: die Schwester ihres Gemahls war doch die Zarin Elisabeth.

Am Abend des 18. Oktober 1808 trafen Prinz und Prinzessin in Erfurt ein. Die fortwährenden Festlichkeiten dort, die Zeit, welche die Toiletten in Anspruch nahmen, die Besuche, die abzustatten waren, verhinderten jedes Beisammensein. Auch hatte die so oft in der letzten Zeit von ihrem Gemahl abgewiesene Prinzessin, den angenehmen Aussichten gegenüber, welche die Erfurter Reise eröffnete, sich in ihre Lage gefunden. Zwei ihrer Hofdamen, Frau von Venningen und Fräulein Nelly de Bourjolly, welche Beide in die Verhältnisse eingeweiht waren, nahm sie mit auf die Reise. Diese Damen kamen aber nur soweit in Betracht, als es sich um die Reise selbst handelte. In Erfurt fanden sie im Gedränge der Fürstlichkeiten, welches auch den

Prinzen Karl erfaßt hatte, gar keine Beachtung. Nach der Rückkehr aus Erfurt blieben Prinz und Prinzessin, obwohl sie, wie Herr von Norvins*) betont, in Karlsruhe unter ein und demselben Dach wohnten, fast ohne alle Berührung, sie schienen einander mit der Zeit fremd und fremder zu werden. Stephanie lebte ganz für sich, theils in Baden-Baden, theils in Karlsruhe oder Mannheim.

„Ihr Hof", so schreibt Herr de Norvin, „war, soweit es sich um die Damen handelte, mit der Prinzessin von gleichem Alter. Man schien in ihren Gemächern das ausgelassene Treiben der Pensionatszeit fortzusetzen — dabei dauerte diese Ehe doch nun schon an die drei Jahre!"

Leider sollte ein so unbedachtes und unpassendes Treiben auch noch eine Zeit lang anhalten, bis das Unglück, das so oft im Leben der Menschen erzieherisch wirkt, sich einmischte, um aus Prinzessin Stephanie Das zu machen, was das Glück nicht fertig gebracht hatte.

War sie einstweilen ihrem Gemahl gegenüber zu ihrem früheren Verhalten zurückgekehrt, so schien sie doch mehr und mehr sich der Unbehaglichkeit ihrer Lage bewußt zu werden. Dies zeigte sich leider zunächst darin, daß sie sich in einen förmlichen Strudel von Zerstreuungen stürzte. Um ernste Mahnungen des Schicksals abzuweisen, sind oberflächliche Menschen mit betäubenden Mitteln ja schnell bei der Hand.

*) J. de Norvins: Mémorial III.

Die geheimen Umtriebe der franzoſenfeindlichen Parthei am großherzoglichen Hofe hätten längſt — ſo ſollte man denken — ihre Aufmerkſamkeit wachrufen, ihr die Augen öffnen, ihr auf Grund politiſcher Bedenken Rückſichten aufnöthigen müſſen.

Die antifranzöſiſche Parthei hatte darin eine neue Nahrung ihrer Unzufriedenheit gefunden, daß Napoleon die Kurfürſtin von Heſſen und die Herzogin von Braunſchweig, Schweſtern des Prinzen Karl, ihrer Staaten beraubt hatte*). Die Ränke der mit Recht erzürnten Damen hatten ſich zu denen geſellt, welche aus perſönlichen Gründen, aus unerfüllt gebliebenen ehrgeizigen Beſtrebungen ſowohl die Gräfin Hochberg, die morganatiſch angetraute Gemahlin des regierenden Großherzogs, als der Sohn desſelben, der Markgraf Ludwig eingefädelt hatten. Anſtatt ſolche Umtriebe zu beachten und ſich in einer würdevollen Defenſive zu halten, hatte die unbedachte Erbprinzeſſin gelegentlich von Familienfeſten, bei denen die Verwandten ihres Gemahls ihr eine gewiſſe Verachtung an den Tag zu legen für gut fanden, dieſe Verachtung mit höhniſchem Lächeln abgewieſen; ja ſie hatte hinter dem Rücken der Verwandten, um ſich zu rächen, wie Montaigne ſagen würde: „böſer Nachrede die Zügel ſchießen laſſen.“ Sie

*) Anmerkung des Ueberſetzers: Die kleinen Staaten, deren Herrſcher „aufgehört hatten zu regieren“, wie Napoleon in ſolchen Fällen zu dekretiren beliebte, waren verwendet worden, um das Königreich Weſtfalen zu ſchaffen, welches am 18. Auguſt 1807 plötzlich vor den Augen des erſtaunten Europa's erſtand.

wurde zu spät gewahr, daß die gegen sie gerichteten Feindseligkeiten immer offener auftraten, jemehr es bemerkt wurde, daß ihr Gemahl sie links liegen ließ.

Als im Frühjahr 1809 Oesterreichische Truppen in Baiern einrückten, erreichten die sanguinischen Hoffnungen der antifranzösischen Parthei eine schwindelnde Höhe: man glaubte in ihren Reihen, daß es mit der Macht Napoleons zu Ende gehe; man unterhielt sich in Gegenwart der Prinzessin mit lauter Stimme von den Erfolgen der Oesterreicher, ja man scheute sich nicht, mit boshafter Genugthuung von einem „Rückzuge" der französischen Armee, ja von deren „Vernichtung" zu sprechen. Als sich dann die Erfolge von Pfaffenhofen, Thann, Regensburg und Eckmühl nicht mehr verschweigen ließen, hörte allmählig der Lärm wieder auf; und wenn Eßlingen denselben auch noch einmal wachrief, Wagram machte ein kurzes Ende.

Herr von Norvin, welcher sich während der Dauer des Feldzuges von 1809 in Baden als Gesandtschaftsattaché — Bignon war der Gesandte — aufhielt, erzählt in seinem sehr schätzenswerthen „Mémorial" von einem Schritte, welchen er beim Prinzen Karl unternahm, um mit Benutzung der günstigen Umstände, eine Versöhnung anzubahnen. Er sagt:

„Meine Stellung gab mir das Recht, in zarter Form von Zeit zu Zeit zu Gunsten einer Annäherung, welche so wünschenswerth war und von der Prinzessin ja auch eine Zeitlang ersehnt wurde, das Wort zu ergreifen; Bignon und ich wir hätten dem uns geschenkten Vertrauen

nicht genügt, wir hätten den Absichten beider Höfe wenig entsprochen, hätten wir uns nicht bemüht, diese Schwierigkeiten, die ja eigentlich gar keine besondere, keine ernste Veranlassung hatten*), und doch den Prinzen von seiner Gemahlin entfernten, beizulegen. Ich war ganz besonders bevollmächtigt, die Aussöhnung, soviel in meinen Kräften stand, herbeiführen zu helfen. Eines Tages — der Großherzog war die Veranlassung dazu — hatte ich dem Prinzen meine Aufwartung gemacht, um mich in der Sache zu verwenden. Der Prinz sagte mir wörtlich: „Der Kaiser liebt mich nicht mehr; weshalb weiß ich nicht. Sie sehen, er hat mich nicht wie in den Jahren 1806 und 1807 zur Armee berufen." „Monseigneur", gab ich schnell zur Antwort, „der Kaiser liebt sie nicht, weil Sie ihre Frau nicht lieben. Er hat Ihnen die liebenswürdigste Prinzessin Europa's, sein aus Liebe adoptirtes Kind, zur Gemahlin gegeben; er hat sie Ihnen gegeben, damit Sie ihr ein guter Gatte wären und nicht, damit Sie sein Kind vernachlässigen und es in ein schlechtes Licht bringen. Sie wissen ja selbst am Besten, Monseigneur, daß Sie der Prinzessin Nichts vorzuwerfen haben. Ich weiß, daß Sie von ihr geliebt werden und daß es nur von Ihnen abhängt, die Gunst des Kaisers wieder zu erringen und damit zugleich auch glücklich zu werden. Sie sind diese Aussöhnung nicht nur dem Kaiser, auch Ihren Unterthanen sind sie dieselbe schuldig".

*) Prinz Karl war dieser Meinung wohl nicht.

Das ſind ja allerdings ſehr ſchöne Worte, aber Herr de Norvin ſagte nicht die Wahrheit. Er wußte ſehr wohl, daß der Prinz urſprünglich Nichts ſo ſehnlich gewünſcht hatte, als ein guter Gatte zu ſein. Herr von Norvin wußte auch, trotzdem er das Gegentheil ſagte, daß der Prinz ſich über Stephanie in mehr als einem Punkte zu beſchweren ein Recht hatte: es war in der That etwas kühn, dem verächtlich behandelten und abgewieſenen Gemahl zu ſagen: er würde von ſeiner Gemahlin geliebt. Norvin ſpielte nur die Rolle, die ihm als Vermittler zu ſpielen, oblag. Seine Mühe aber war verloren.

„Einige Tage ſpäter", ſo fährt er in ſeinem Briefe fort, „als wir im Schloß La Favorite waren, entfernte ſich der Prinz gleich nach Tiſch unter dem Vorgeben, militäriſche Geſchäfte riefen ihn nach Karlsruhe. Sein flüchtiger Beſuch war der ganze Erfolg meiner Beredſamkeit. Er ließ ſich nur ſehr ſelten in La Favorite oder in Mannheim blicken. In Karlsruhe, wo das Paar Thür an Thür wohnte, zeigte er ſich ſeiner Gemahlin garnicht — u. ſ. w."

So gingen noch zwei volle Jahre hin. Die Prinzeſſin hielt ſich nunmehr nach wiederholten Annäherungsverſuchen für das Opfer des Eigenſinns ihres Gemahls. Sie grämte ſich und ſuchte die Zeit ſo gut es ging todt zu ſchlagen. Ob das Wetter es zuließ oder nicht, ſie machte täglich weite Ausflüge. Begleitet von Herrn von Norvin, von Madame Walſh, Frl. von Mackau oder Frl. von Bourjolly, welche ſie den übrigen Damen ihres Hofes vorzog; ſie beſuchte die Nachbarſchaft ihrer Schlöſſer

vielleicht aus Neugier, hauptsächlich aber wohl aus Langerweile. Sie besuchte die Bäder von Kinzingerthal, kurzum, man sah sie überall.

Da die Kaiserin und die Königin Hortense sich nach Straßburg verfügt hatten, um dort während des Feldzuges von 1809, d. h. der Abwesenheit des Kaisers, Aufenthalt zu nehmen — da auch die Königin von Westfalen sich zu ihnen gesellt hatte, verfügte sich Stephanie, berathen von Herrn von Norvin, ebenfalls nach Straßburg.

Herr von Norvin hoffte wiederum, daß gelegentlich dieser kleinen Reise Prinz Karl und Gemahlin zu einem Ausgleich, zu einer endlichen Versöhnung kommen würden. Der Prinz aber, unter dem erneuten Vorwande, wichtige militärische Geschäfte hielten ihn zurück, ging nicht mit auf die Reise. Die vier Damen verbrachten ihre Zeit in Straßburg, gerade so wie in Mainz. Ein Theil des Tages war der Toilette, der andere Zerstreuungen aller Art, namentlich den Freuden der Tafel geweiht, kaum eine oder zwei Stunden blieben übrig, um eine Spazierfahrt zu machen: am Abend amüsirten die Damen sich auch in Straßburg wie kleine Mädchen mit allerlei Spielen und Possen in den Salons der Kaiserin. Es ereignete sich Nichts, was verdiente, der Nachwelt bekannt zu werden.

Die Nachricht vom Siege bei Wagram legte schnell die vielleicht entstandenen Beunruhigungen wieder bei, welche sechs Wochen vorher, namentlich bei Josephine, der Ausgang der Schlacht von Eßlingen hervorgerufen hatte. Bald nach der Siegesnachricht schrieb Napoleon an

die Kaiſerin, daß er noch einige Zeit in Oeſterreich verbleiben werde; er forderte ſie auf nach Paris zurückzukehren und dort in aller Stille den Friedensſchluß abzuwarten.

Damit waren die wenig ſchönen Tage von Straßburg zu Ende. Hortenſe und die Königin von Weſtfalen kehrten in ihre Staaten zurück, ſo blieb auch der Prinzeſſin Stephanie nichts andres übrig, als die Heimreiſe nach Karlsruhe anzutreten.

IV. Capitel.

Endlich kommt es zu einer Aussöhnung. — Das Einvernehmen sollte nicht wieder gestört werden. — Stephanie und Töchterchen. — Später bekommt sie noch einen Sohn. — Dieser stirbt. — Geburt einer zweiten Tochter. — Stephanie, sehr zu ihrem Vortheil verändert, wird eine ernste Dame. — Schwierigkeiten ihrer Lage inmitten und nach den Ereignissen von 1813, 14. 15. — Stephanie's Bemühungen, der Königin Hortense nützlich zu sein. — Krankheit des Großherzogs von Baden. — Sein Tod. — Ein seltsamer Verdacht. — Kaspar Hauser. — Seine Geschichte. — Vermuthungen Stephanie's in Bezug auf Kaspar. — Leben Stephanie's als Großherzogin-Wittwe von Baden. — Ihr Tod im Jahre 1860.

In Karlsruhe angelangt, führte Stephanie ein Leben wie vordem und noch ein volles Jahr lang blieb Alles beim Alten. Sie hielt es jetzt unter ihrer Würde, noch weiter eine Annäherung zu suchen, ein Entgegenkommen zu zeigen, welches ja doch abgewiesen worden wäre: sie war jetzt die Gefangene der von ihr selbst heraufbeschworenen Umstände; ihre Lage schien jetzt derjenigen ziemlich ähnlich, in welche sie ihren Gemahl in der ersten Zeit ihrer Ehe versetzt hatte; es blieb ihr daher Nichts übrig, als sich mit den bitteren Folgen ihres Betragens abzufinden. Welch'

sonderbares Schauspiel: Prinz und Prinzessin, Beide im Grunde ihres Herzens nach einander verlangend, wenden allerhand Kunstgriffe an, um einander auszuweichen! Plötzlich aber, als wären sie von dem Zauberstabe einer Fee berührt, versöhnen sie sich und verlassen einander nicht mehr.

Das Gerücht von diesem Ereigniß kam so völlig unerwartet, daß die Herren und Damen am Karlsruher Hofe sich eine Zeit lang mit den Worten begrüßten: wer hätte das gedacht. Mit einemmal waren die dunklen Wolken vom Himmel verschwunden; der Prinz entbrannte in Liebe zu Stephanie, als sähe er dieselbe zum ersten Mal; in den blauen Augen der Prinzessin schien sich eine seelige Hoffnung zu spiegeln.

Man sah die prinzlichen Herrschaften jetzt täglich in ihrem Park Arm in Arm spazieren gehen, sie zeigten sich in der Oeffentlichkeit miteinander, sie nahmen ihr Frühstück, ihr Mittagsmahl gemeinschaftlich. . . . . Die Folgen dieser innigen Beziehungen ließen nicht auf sich warten: im Monat Oktober 1810 war der überglückliche Prinz Karl in der Lage, dem Hofe zu verkünden, daß seine Gemahlin guter Hoffnung wäre.

Am 11. Juni 1811 genas die Prinzessin eines Töchterchens, welches in der Taufe die Namen Louise, Amalie, Stephanie erhielt*). Die Mutter war eben wieder herge-

*) Diese Prinzessin vermählte sich am 9. November 1834 mit dem Prinzen Gustav Wasa.

Anmerkung des Uebersetzers. Der Prinz Gustav Wasa, ein

ſtellt, als ihre Gefährtin aus dem Campanſchen Inſtitut, die beliebte Hofdame Annette von Mackau, die ſich jetzt um des Prinzen und um des Kindes Willen vernachläßigt ſah, ihr die überraſchende Erklärung machte: ſie fühle ſich in Baden, fern von ihrer Familie, äußerſt unglücklich. Frl. von Mackau fand Mittel und Wege, die Kaiſerin Joſephine, welche ihr ſchon manches Gute erwieſen hatte, von ihrer Lage zu benachrichtigen*); da Joſephine, welche als geſchiedene Kaiſerin von ſo vielen ihrer zum Hofhalt der neuen Kaiſerin Marie-Louiſe übergetretenen Damen im Stich gelaſſen war, mehr als einen Poſten in ihrer Umgebung zu beſetzen hatte, ſo machte ſie keinerlei Schwierigkeiten und erſuchte ihre Nichte, ihr das abtrünnig gewordene Fräulein Annette von Mackau zu überlaſſen. Stephanie überwies ihr auch ſogleich die einſtige Freundin, von der ſie nie geglaubt hätte, ſich trennen zu können.

Stephanie war jetzt eine gar vernünftige und ernſte

Sohn des entthronten Königs Guſtav IV von Schweden, war öſterreichiſcher Feldmarſchall; die Ehe mit der Tochter Stephanies wurde nach vierzehnjähriger Dauer im Jahre 1844 geſchieden (iſt alſo nicht 1834, wie der Herr Verfaſſer irrthümlich bemerkte, ſondern 1830 geſchloſſen worden). Es iſt ihr eine Tochter Caroline (Carola) entſproſſen, welche den jetzigen König von Sachſen heirathete.

*) Der Bruder Fräulein Annette von Mackau's, der mit Jérome auf dem Collège de Juilly erzogen war, hatte auch das Talent, ſich durch Bittgeſuche zu fördern: er wurde am Bord des „Vétéran", welchen Prinz Jérome kommandirte, aufgenommen. Nach dem Feldzuge verließ er den Prinzen Jérome, welcher König von Weſtfalen geworden war, nicht mehr. Dieſer König, der ſehr gut gegen Die war, welche ihm ſchmeichelten, nahm auch bereitwilligſt den Herrn von Mackau unter ſeine Fittiche.

Dame geworden, der Uebertritt Annette von Mackau's*) an den Hof der Kaiserin Josephine vollzog sich ohne alle Hindernisse.

Die Aussöhnung des prinzlichen Paares war, wie gesagt, eine dauernde, obwohl Prinz Karl nicht gestattete, daß seine Gemahlin sich mit der Politik beschäftigte, was sie gerade jetzt so gern gethan hätte. Man darf sagen, daß sich aus den anfänglich so beklagenswerthen Zuständen eine wahre Musterehe entwickelt hatte. Das Glück des prinzlichen Paares wurde durch die Geburt eines Sohnes noch erhöht. — —

Da plötzlich fuhr aus heiterem Himmel ein Blitz hernieder: eines Morgen wurde die Prinzessin benachrichtigt, daß ihr Söhnlein todt in seiner Wiege gefunden worden sei!

---

*) Fräulein von Mackau gedachte gern ihrer früheren Gebieterin, wie man einem Liede entnehmen wird, welches sie gelegentlich eines Festes in Navarra am 19. März 1812 sang. Dieses sonderbare Lied „An Stephanie" hatte den witzigen Herrn Deschamps, Privatsekretair Josephine's, zum Verfasser. Das „Hier" in dem Liede bezieht sich auf Schloß Navarra, den Sitz der geschiedenen Josephine.

O! Edle Fürstin, Du mein Glück,
Oft sehnt ich mich nach Dir zurück —
Von Mannheim, Dir so treu ergeben,
Von Mannheim fern . . . welch ödes Leben!
Als dort ich einst Dein Vorbild sah,
Errieth ich nicht was nun geschah:
Daß hier in Glückes heitrer Sonne
Mir frisch erblühe Lust und Wonne . . .

Es möge gleich hier auch erwähnt sein, daß dieses Fräulein von Mackau später den General Watthier de Saint-Alphonse heirathete.

Einem Briefe der Großherzogin an den Kaiser entnehmen wir folgende verzweifelte Zeilen:

„Ich war so überaus glücklich, Eurer Majestät soeben mittheilen zu können, daß ich einen Sohn hätte. Ich bat Euere Majestät, ihn zu lieben, ihn zu beschützen. Dieser Sohn, der mich vielen Kummer vergessen machte und so nothwendig war in Anbetracht meiner zuweilen recht schwierigen Lage, ist mir vom Schicksal entrissen — ich muß auf all' meine Hoffnungen Verzicht leisten . . ."

Der Kaiser, welcher kaum dem Verderben auf den Schneefeldern Rußlands entronnen war, antwortete unter dem 29. Dezember 1812 von den Tuilerien aus:

„Meine Tochter, ich erhielt Ihren Brief vom 20. Dezember. Sie werden an meiner Theilnahme, die ich an dem Verlust nehme, welcher sie betroffen hat, nicht zweifeln; aber Sie sind muthig, nicht wahr und vernünftig? Ich hoffe, daß das beginnende Jahr Ihnen Trost bringen wird." *)

Das neue Jahr brachte der Prinzessin in der That, wenn auch nicht durch die politischen Ereignisse, so doch durch die glücklichen Zustände ihrer Häuslichkeit Trost. Am 21. Oktober 1813 stellte sich wiederum ein Kind, ein Töchterlein ein, welches die Namen Josephine, Friederike, Louise**) erhielt: neben diesem Trost gab es allerdings manche Widerwärtigkeiten.

*) Lecestre: Lettres inédites de Napoléon (II. 203).

**) Diese Prinzessin heirathete am 21. Oktober 1831 den Prinzen Karl von Hohenzollern-Sigmaringen.

Die Prinzessin war mit der Zeit, namentlich wohl auch unter dem Einfluß der Mutterfreuden eine ganz andere geworden. Sie hatte sich frei gemacht von Eitelkeit und Oberflächlichkeit, sie hatte ein volles Verständniß für ihre Pflichten erlangt. Sie war zur Einsicht gekommen, daß sie nicht einzig und allein dazu geschaffen wäre, bei festlichen Gelegenheiten zu glänzen, schöne Kleider, schöne Hüte und schöne Juwelen zu haben, ihren Launen nachzugehen und den Gemahl zu verleugnen: sie war sich klar geworden, daß es auf der Welt, sogar für eine Prinzessin, heilige Pflichten giebt. In ihrem Wesen kam immer mehr Ernst zur Geltung, sie fühlte sich selber zum Nachdenken aufgefordert. Weit entfernt, ihrer Schönheit zu schaden, verlieh dieser Ernst, dieser geistige Aufschwung ihren Zügen einen Ausdruck, der ihnen ganz vortrefflich stand.*) Ihre Büste hatte sich schön entwickelt und ihrer ganzen Haltung etwas majestätisches gegeben: es war von dem Wildfange des Campan'schen Institutes Nichts mehr übrig, als die Grazie und der Zauber blühender Jugend.

Ach! diese arme Fürstin — es ist oft so der Welt Lauf, auch bei anderen Sterblichen — hatte sich nur vervollkommnet, um den Kummer böser Zeiten empfindlicher zu

*) Anmerkung des Uebersetzers: Rahel Lewin, welche in Karlsruhe, wo ihr Gatte Varnhagen als Geschäftsträger Preußens fungirte, die nunmehrige Großherzogin kennen lernte, bedenkt dieselbe mit folgendem Ausspruch: „Der einzige metaphysische Kopf, den ich je unter Weibern kennen gelernt habe — unter allen Umständen zum denken aufgelegt und fähig!“

verspüren: diese bösen Zeiten stellten sich fast gleichzeitig mit dem eingetretenen Umschwunge, mit dem erwachten Erkenntnißvermögen ein.

Die Gährung, welche sich in Deutschland schon vier Jahre zuvor dem Beispiele folgend, welches das spanische Volk in seinem Widerstande gegen den Eroberer gegeben, bemerklich gemacht hatte, war jetzt durch das Unglück Napoleons in Rußland zu vollem Ausbruch gekommen: das gesammte Deutschland hatte sich unter dem Rufe das „Vaterland über Alles" erhoben, grade wie Frankreich 1792 unter dem Rufe „la patrie est en danger" und gerechtfertigte Befürchtungen erfüllten jetzt die Herzen der Anhänger Napoleons. Am badischen Hofe wurde die franzosenfeindliche Parthei von neuem laut, weit lauter noch als 1809; sie fühlte sich nicht mehr behindert in der Verkündung ihrer Doktrinen, ihrer Hoffnungen — daß die Beibehaltung der von Napoleon dem Lande bewilligten, gegen früher erheblich erweiterten Grenzen ihr zugleich sehr am Herzen lag, soll nicht unerwähnt bleiben.

Stephanie fühlte sich, obwohl sie durch ihre Heirath eine Deutsche geworden war und in aller Aufrichtigkeit das Glück des badischen Volkes wünschte, doch in ihrem Herzen Französin. Tieferschüttert von den Unglücksfällen, welche über ihre Heimath hereinbrachen, litt sie auch noch besonders als Adoptivtochter Napoleons. Ueberaus peinlich für sie war es auch, daß sie die triumphirenden, übermüthigen Aeußerungen der Gräfin Hochberg, des Prinzen Ludwig und der Mehrheit der Hofleute täglich mit anhören mußte. —

Die Schlacht bei Leipzig war geschlagen: die sächsischen und baierischen Truppen hatten, als sie sahen, daß der Sieg den Franzosen den Rücken wandte, ihre Waffen gegen die früheren Verbündeten gerichtet. Die Franzosen, von der Uebermacht gedrängt und beinahe vernichtet, gingen über den Rhein zurück: der Großherzog von Baden*) gehörte zu den letzten deutschen Fürsten, die sich gegen den verendenden Löwen wandten. Von seiner deutschen Verwandschaft gedrängt, blieb ihm Nichts übrig, als sich am 20. November mit den anderen deutschen Fürsten zu vereinigen, seine Truppen an dem Feldzuge gegen Frankreich von 1814 theilnehmen zu lassen. Stephanie hatte Nichts dagegen zu thun vermocht. Die Ereignisse redeten eine lautere Sprache als ihre Empfindungen. Mit unverhüllter, auch in ihrer Gegenwart laut werdender Freude sprach man jetzt von der nah bevorstehenden Vergeltung. Man ließ die Großherzogin durch hunderte von verletzenden Anspielungen fühlen, daß sie nunmehr nur noch geduldet wäre: grausam war die Gegenwart, voller Gefahren die Zukunft!

Jetzt kam die bitterste Reue über die arme Stephanie, daß sie ihrem Gemahl nicht von jeher eine treuergebene Gefährtin gewesen war: welchen moralischen Halt hätte ihr nicht dieses Bewußtsein jetzt verliehen!

Während das Kaiserreich im Todeskampfe lag, war die Lage der Großherzogin eine in der That schwierige,

*) Anmerkung des Uebersetzers: Karl Friedrich (Nestor) war 1811 im 65. Jahre seiner Regierung im 83. Jahre seines Lebens gestorben.

allein es gelang der vielfach auf's bitterſte Gekränkten durch ein umſichtiges und taktvolles Verhalten, allmählich die Unannehmlichkeiten zu überwinden. Als Napoleon ſich auf Elba befand, fielen die Mitglieder der zahlreichen Familie ihres Gemahls — ein jedes einzeln — über ſie her. Man vergaß ganz, daß die Vergrößerung Badens, die Wandlung aus einem Kurfürſtenthum in ein Großherzogthum dem Kaiſer Napoleon zu verdanken war. Die Verſuche, die Adoptivtochter des verhaßten Wohlthäters von der Seite ihres Gemahls zu reißen, nahmen kein Ende. Man ging ſogar ſo weit, dem Großherzog vorzuſpiegeln, daß das Intereſſe ſeines Volkes, das Intereſſe der Krone ſeine Scheidung von dieſer aufdringlichen „Aventurière“ fordere. Hatte denn der Großherzog vergeſſen, daß ſie ihm aufgedrängt worden war durch die Tyrannei Deſſen, welcher jetzt für immer — ſo meinten ſie — an die Felſen von Elba geſchmiedet wäre? Wäre es nicht durchaus billig, daß Feſſeln, welche die Politik dem Großherzog angelegt hatte, auch wieder durch die Politik gelöſt würden?

Die Liebe legte ſich in's Mittel: der Großherzog Karl liebte ſeine Gemahlin und verſagte ſolchen Zumuthungen jedes Gehör, allein die Stimmen wurden vor der Hand nur um ſo lauter — bis ſie jählings verſtummten.

Der, dem man für immer unſchädlich gemacht, für immer auf Elba geborgen wähnte, war in Frankreich! Vielleicht ſchon morgen iſt er in Paris . . . Uebermorgen in Baden!

Von der unaussprechlichen Freude Stephanie's kann man sich kaum einen Begriff machen; Erfahrung aber hatten ihr, wenn auch nicht Verstellung, so doch Zurückhaltung gelehrt. Sie sagte sich selbst auch wohl, daß die Lage eine zu ernste wäre, um gewissen Empfindungen öffentlich auch nur den flüchtigsten Ausdruck zu geben, ihr Herz, das im Stillen dem zurückgekehrten Kaiser Alles Gute wünschte, trennte sich darum doch nicht von dem ihres Gemahls, auf den das Wort des Dichters Anwendung findet:

„Das Herz gehört dem Pyrrhus, die Wünsche dem Orestes".

Stephanie lebte ganz zurückgezogen in ihrem Palais, während ihr Gemahl auf dem Congreß zu Wien*) bemüht war, sich den Besitz seines durch Napoleon so erheblich vergrößerten Staates bestätigen zu lassen; um dies zu erreichen, mußte er allen sonstigen Wünschen des Congresses seine Zustimmung geben, mußte auch seine 16000 Mann starke Armee der Coalition zur Verfügung stellen: die badischen

*) Anmerkung des Uebersetzers. Ueber den Großherzog Karl, dem nur eine siebenjährige Regierung beschieden war, ist aus dieser Zeit eine Mittheilung zur Hand, welche interessiren dürfte. Varnhagen, in seiner Schilderung des Wiener Congresses, findet den Großherzog „jung, blaß, ungünstig angesehn, wie zum Opfer vorher bestimmt" — in diesen Schlußworten scheint eine Anspielung auf ein unerwiesenes Gerücht enthalten, nach welchem in Wien ein mißglückter Versuch gemacht worden wäre, den Großherzog durch Gift bei Seite zu schaffen. — Daß ihm die Grenzen seines Landes bewahrt blieben, hatte Karl wohl weniger eignem Geschick, als dem Einfluß seines vielvermögenden Schwagers, des Zaren Alexander, zu verdanken.

Truppen hatten eben die Grenzen Frankreichs überschritten, als bei Belle Alliance (Waterloo) die Würfel fielen.

Nun wurde die Lage der Großherzogin von Neuem eine überaus schwierige. Es war ihr die allergrößte Rücksicht den Verbündeten gegenüber aufgenöthigt, sie durfte Denen, welche sie so gern mit allen Kräften unterstützt hätte, nur mit der äußersten Zurückhaltung begegnen. Sie konnte nicht einmal Herrn de Lavalette, den Gemahl ihrer Cousine Emilie de Beauharnais, der der Rache der Bourbonen glücklich entflohen war und bei ihr Schutz suchte, empfangen. Ihr Gemahl versagte sogar den aus Frankreich fliehenden Proscribirten den Durchgang durch seinen Staat*): nicht aus Uebelwollen, sondern: damit die Verbündeten ihn nicht in Verdacht hätten.

Einige Zeit später war es eine andere Cousine Stephanie's, die Königin Hortense, welche aus der Schweiz ausgewiesen, Zuflucht im badischen Lande suchte. Kaum war die Anwesenheit Hortenses in Constanz bekannt geworden, als der Bürgermeister in tausend Aengsten einen Eilboten nach Karlsruhe schickte. Worauf der Großherzog seinerseits sofort einen Kammerherrn nach Constanz expedirte, der sich über die Absichten der früheren Königin von Holland zu unterrichten, und ihr seines Herrn großes Bedauern auszusprechen hatte, ihr in seinem Staat keine Unterkunft gewähren zu können — es hatten ja, wie man nicht vergessen darf, die verbündeten Mächte dahin entschieden, daß

*) Comte de Lavalette: Mémoires II. 333.

die Glieder der „Familie Bonaparte“ nur in Preußen, Oesterreich oder Rußland wohnen dürften. Die Großherzogin suchte ihrer Cousine die bittre Pille zu versüßen und sagte ihr in einem langen Briefe, wie trostlos sie wäre, daß die Anforderungen der Politik nicht mit denen ihres Herzens zusammenträfen:

„Habe Geduld“, schrieb sie ihr, „verhalte Dich ganz ruhig; vielleicht wird sich Alles im Frühjahr zu Deiner und aller Welt Genugthuung ändern: bis dahin werden sich die Leidenschaften beruhigt haben, vieles wird vergessen sein“.*)

Man sieht, daß Jahre und Erfahrungen den Charakter Stephanie's vortheilhaft entwickelt hatten. Was sie in ihrem Briefe der Cousine sagte, war dasselbe, was sie sich Tag für Tag selbst vorhielt. Dem Hasse, der jetzt am badischen Hofe tonangebenden Parthei preisgegeben, in gewisser Beziehung die „bête noir“ der großherzoglichen Familie, hatte sie vor Allem gegen die Intriguen anzugehen, durch welche ihr Gemahl zu einer Scheidung bestimmt werden sollte; sie fand hierbei im Großherzog selbst, der ihr jetzt treu ergeben war, eine starke Stütze, trotz der Verlegenheiten, welche ihm die Ankunft der Königin Hortense bereitete. Diese gab übrigens das feierliche Versprechen, völlig abgeschieden von der Welt leben zu wollen; sie ließ sich an der Grenze des Großherzogthums, nicht weit von Constanz einstweilen nieder und verhielt sich auch in der That ruhig.

*) Mademoiselle Cochelet: Mémoires sur la famille impériale II. 104.

Da ihr die Gegend gefiel, wünschte sie sich dort anzukaufen und hatte besonders eine hochgelegene Waldparzelle im Auge, von der aus man eine wundervolle Aussicht genoß: den Wald von Loret. Besser hätte sie wohl gethan, vor der Hand noch von ihrem Plane abzustehen. Der Wald war nämlich Eigenthum des Prinzen Ludwig von Baden, des Onkels des Großherzogs, zum Theil auch Eigenthum des Prinzen Friedrich. Der Wald gehörte zu dem früheren Grundbesitz des Bischofs von Constanz und war von Napoleon den badischen Prinzen als Apanage gegeben worden. Hortense, die leider unfähig war, einer Laune, einem Verlangen zu widerstehen, richtete die Bitte an den Großherzog, ihr in ihrem Vorhaben behülflich zu sein.

Daß ihre Bitte dem um seine Gemahlin besorgten Großherzog sehr ungelegen kam, läßt sich denken; er hatte gerade jetzt soviel andere Dinge zu regeln: der Augenblick war ein schlecht gewählter.

Mademoiselle Cochelet, die Vorleserin der Königin Hortense, an welche die Großherzogin Stephanie liebenswürdigerweise als an eine alte Gefährtin aus dem Campan'schen Institut geschrieben hatte, um als Grund, weshalb sie die Königin nicht empfangen könne — die „Staatsraison" anzuführen, — Mademoiselle Cochelet hatte in ihrem Dankschreiben auch der Großherzogin den Wunsch Hortenses, den Wald des Prinzen Ludwig zu kaufen und in demselben ein Haus zu bauen, unterbreitet. Die Großherzogin antwortete eigenhändig: ihr Gemahl habe es übernommen, der Königin in der ihm so sehr am Herzen

liegenden Angelegenheit zu schreiben; er hätte den Ankauf der Waldungen von Loret mit dem größten Vergnügen gewährt, wenn es ihm nur möglich gewesen wäre.

„Wir haben", so schrieb der Großherzog, „Alles gethan, um die Sache zu fördern, allein der Wechsel im Besitz eines Grundstückes hat so große Schwierigkeiten, namentlich wenn der Besitzer der Prinz Ludwig oder gar der Prinz Friedrich ist."

Ich hätte sehr gewünscht, bemerkte des Weiteren Stephanie in ihrem Schreiben: die Königin hätte irgend etwas anderes gefunden, was ihr gefiele, denn der Gedanke, daß sie hier Grundbesitz erwirbt, wäre mir ein süßer Trost für Alles gewesen, was ich erlitten habe. Es hat ja ein Jeder sein Leid, liebe Louise, und in meiner Stellung, mit meinem Namen, mit meiner Heimath macht man keine Ausnahme; mir würde es, wenn ich die Königin hier im Lande wüßte, so vorkommen, als wäre ich wieder bei meiner Familie in meinem Heimathlande.*)

Das sind in der That Worte, die aus dem Herzen kommen. Leider nur war es Stephanie versagt, für längere Zeit ihre Cousine im Lande zu wissen. Der Aufenthalt der entthronten Souverainin auf badischem Grund und Boden war, allem Anscheine nach durch Talleyrand, bereits den verbündeten Mächten mitgetheilt und diese bedeuteten dem Großherzog: er habe sofort die Königin Hortense aus seinem Staate zu entfernen! Dabei that die arme

*) Mademoiselle Cochelet: Mémoires sur la famille impériale. II. 162.

Königin weiter Nichts, als daß sie Lieder dichtete oder komponirte.

Der Großherzog sah sich genöthigt zu gehorchen; er schickte wiederum einen Kammerherrn nach Constanz mit dem Ausweisungsbefehl, dem er sein Bedauern beifügte. Zu gleicher Zeit schrieb auch Stephanie einige theilnahmsvolle Zeilen; einen zweiten Brief schickte sie an Mademoiselle Cochelet nach erfolgter Abreise der Königin. Die Vorleserin aber beeilte sich, der Nachwelt nachzuweisen, in welcher verbindlichen Form eine regierende Fürstin an sie, die Demoiselle Cochelet schriebe.

„Ich bin glücklich", so lautete der Brief Stephanies, „daß der Kammerherr des Großherzogs Sie überzeugt hat; ich bedurfte Jemandes, der Alles klar darlegen konnte, was mich in der Sache innerlich bewegte. Vergegenwärtigen Sie sich, theure Louise, welcher Trost es mir war, als ich gewahr wurde, daß die Königin mein Herz, daß sie Alles errieth. Das war für mich eine Nothwendigkeit; um die Pein ertragen zu können, die es mir verursachte, die Königin nicht sehen zu dürfen. Sie fordern mich auf, theure Louise, offen zu sprechen. Ich thue es gern, denn einem Herzen gegenüber, wie dem Ihrigen, braucht man sich nicht zu fürchten, die Wahrheit zu sagen. Der Großherzog ist durch seine mir an den Tag gelegte Zuneigung, bei Denen verdächtig geworden, welche die Person nicht von der Sache trennen können. Dadurch ist er der Möglichkeit beraubt worden, der Königin in dem Maaße nützlich zu sein, wie er es gewünscht hätte: wie gern hätte er die Königin als

Verwandte, als eine unglückliche Freundin aufgenommen. Er hätte darum gebeten, daß sie kein anderes Asyl, als das in seinem Lande wähle. Das Alles ist so natürlich, für ein Herz wie das seinige. Allein das Mißtrauen Frankreichs gegen den Großherzog schloß auch das gegen die Königin in sich. Als sie eingetroffen war, hoffte ich, daß inmitten der rasch aufeinander folgenden Ereignisse persönlicher Haß verfliegen und man allmählich aufhören würde, von dem Aufenthalte der Königin in Constanz zu sprechen. Dadurch wurde ich veranlaßt, meinen Gemahl zu bitten, eine abwartende Stellung einzunehmen. Aber leider hat man der Königin Dinge in die Schuhe geschoben, an welche sie wohl nie im Entferntesten gedacht hat und es giebt Leute, welche vor Nichts erschrecken! Möge die Königin versichert sein, daß wir unter allen Verhältnissen und bei jeder Gelegenheit Alles thun werden, was von uns persönlich abhängt, um ihr zu dienen. Das Lied ist reizend und wäre ich eine Schwalbe, der Winter sollte mich nicht verscheuchen! Ich kann nicht sagen, welch' melancholischer Zauber in diesem Liede liegt! Ich habe dabei geweint: so viel geweint! Ich glaube, ich werde nie Jemandem das Lied vorsingen, es ist wie ein Gebet und ein Gebet soll man für sich allein sprechen.*)

Jetzt also vergießt Stephanie Thränen über ein Lied — welche Wandlung! Die Frau Campan hatte also doch Recht, als sie sagte, man könne aus der Prinzessin

*) Mademoiselle Cochelet: Mémoires sur la famille impériale II. 338/39.

Stephanie Etwas machen: dieſes „man“ war allerdings keine Madame Campan, ſondern das Unglück. Der Brief liefert jedenfalls den unumſtößlichen Beweis, daß in der großherzoglichen Ehe jetzt die vollſte Eintracht*) herrſchte, und daß keiner dem anderen ſeinen Willen aufnöthigte, daß beide dieſelben Empfindungen hatten und daß, wenn man nicht für die Königin Hortenſe Alles that, was ſie wünſchte, es daher allein kam, daß man ſich vor einem allmächtigen Willen beugen mußte.

Das Eintreffen Hortenſes in Conſtanz iſt wohl das wichtigſte Ereigniß, welches ſich während der dem Jahre 1815 folgenden Zeit zutrug. Es wurde allmählich wieder ſtill. Der Großherzog hielt feſt an der Liebe zu ſeiner Gemahlin, ja die Großherzogin ſoll ſich zuweilen über ſeine Eiferſucht zu beſchweren Veranlaſſung gehabt haben, namentlich wenn bei ihr ſich vorübergehend ein Rückfall in die frühere Ausgelaſſenheit einſtellte und irgend ein junger flotter Offizier oder feingeſchliffener Diplomat durch ihre Liebenswürdigkeit zu überſpannten Einbildungen verleitet wurde. Da die Großherzogin ſich ſelbſt ſagen konnte, daß

*) Anmerkung des Ueberſetzers. In ſeinen Geſprächen mit Las Caſes auf St. Helena (Mémorial de St. Hélène) kam Napoleon auch mehrfach auf die Prinzeſſin und Großherzogin von Baden zu ſprechen, ſo ſagte er einmal: „Sitôt, qu' elle a vue le divorce de Joséphine, elle a connue sa position, elle s'est rapprochée de son mari; ils ont formé depuis le mariage le plus heureux“. In der deutſchen verkürzten Ausgabe des „Tagebuch von St. Helena“ (bei Schmidt & Günther, Leipzig) finden ſich Seite 166/67 weitere Aeußerungen Napoleons über Stephanie.

die Vergangenheit bei ihrem Gemahl ein Gefühl der Eifersucht wohl rechtfertige, so verzieh sie ihm gern und bemühte sich nach Kräften, ihm nicht ferner Grund zur Klage zu geben. Ihr Verhalten war jetzt ein so gemessenes, wie es in den ersten Jahren ihrer Verheirathung ungemessen gewesen war; so war in seinen letzten Lebensjahren dem Großherzog noch der Genuß eines Glückes beschieden, nach welchem sich so viele Menschen sehnen, ohne je seiner theilhaftig zu werden.

Der 1817 erfolgte Tod des Prinzen Friedrich, Onkels des Großherzogs, führte insofern eine Störung der Ruhe herbei, als nunmehr, falls der Großherzog ohne männliche Erben starb, die Krone auf den Prinzen Ludwig*), den jüngsten Onkel, übergehen mußte. Dieser war unverheirathet — das, was nach seinem Tode geschehen mußte, wirkte beunruhigend.

Der Großherzog war ja allerdings noch jung, seine Gemahlin desgleichen. Ihre Ehe wäre gewiß des Weiteren noch mit Kindern, vielleicht Knaben, gesegnet, die direkte

*) Anmerkung des Uebersetzers. Auch ein zweiter Sohn des Großherzogs Karl und seiner Gemahlin Stephanie war bald nach der Geburt gestorben (8. Mai 1817). Varnhagen, damals preußischer Geschäftsträger in Karlsruhe, schreibt: „Dieses zarte Kind erkrankte plötzlich und starb sehr schnell an Krämpfen, ganz wie früher schon ein Brüderchen". — Der Prinz Ludwig, nachherige Großherzog, hatte aus seinem Verhältniß mit Catharina Werner, einer Theaterdame, nachherigen Gräfin Langenstein, einen Sohn und eine Tochter, die den Namen der Mutter erhielten. Die Tochter heirathete den schwedischen Grafen Douglas.

Erbfolge gesichert worden — da, mitten im Genuß vollster Gesundheit, erkrankte der Großherzog plötzlich, völlig unvorhergesehen.

Was ihm eigentlich fehlte, wußte Niemand.*) Die Aerzte standen vor einem Räthsel. Sie glaubten jedoch an ein vorübergehendes Leiden, dessen die Kraft der Jugend Herr werden würde — eine bittere Täuschung! Ihre Hoffnungen sollten sich nicht erfüllen; der Schwächezustand des Großherzogs nahm von Tag zu Tag zu; ihre Kunst vermochte weder das Uebel zu beschwören, noch die Quelle desselben zu entdecken.

Ein volles Jahr litt Großherzog Karl bereits an dieser geheimnißvollen Krankheit, als sich plötzlich, ohne daß irgend Jemand es, vorausgesehen hätte, sein Zustand gefährlich verschlimmerte: am 8. December 1818 raffte eine Krisis den unglücklichen Fürsten hinweg. —

Wie gestaltete sich nun Stephanies Leben nach dem Hinscheiden ihres Gemahls?

Man erinnert sich des trostlosen Briefes, in welchem Stephanie dem Kaiser Napoleon den Tod ihres Sohnes anzeigte. Sie schien damals schon von Ahnungen und Befürchtungen heimgesucht.

---

*) Anmerkung des Uebersetzers. Es steht wohl fest, daß er an Entkräftigung gestorben ist. Dem Tagebuch von St. Helena ist folgende Bemerkung (I. 167) Napoleons zu entnehmen: „Leider ist der Prinz seitdem einer langwierigen und schmerzhaften Krankheit erlegen u. s. w."

Jetzt sah sie ihre Befürchtungen bestätigt, denn nach dem Prinzen Ludwig, welcher ihrem Gemahl folgte, mußte die Krone auf den ältesten Sohn der Gräfin Hochberg übergehen. So war es ja allerdings auch der Wille des Verstorbenen gewesen, wie er in seinem Testamente Ausdruck fand.*) Nach demselben erhielt u. A. auch die Wittwe das Schloß zu Mannheim als Eigenthum und eine Jahresrente von 100000 Gulden.

In das Schloß zu Mannheim zog sich die Großherzogin-Wittwe zurück, um dort in fast völliger Abgeschiedenheit ihre Tage zu verbringen. Während der langen Winterabende, wenn der Wind durch die Ritzen der schlecht schließenden Thüren und Fenster pfiff, glaubte die Einsame, es schleiche der Geist eines Abgeschiedenen klagend die langen, öden, eisig kalten Corridore entlang. Sie träumte von dem, was sie gewesen war, von dem, was sie hätte sein sollen, was sie hätte sein können. Zuweilen im engen Kreise Vertrauter eilten ihre Erinnerungen zu den glänzenden Tagen des Kaiserreiches zurück. Sie erzählte vom Hofe Napoleons, von ihrem Aufenthalt in Fontainebleau,

*) Anmerkung des Uebersetzers. Ueber die Erbfolge der Söhne der Gräfin Hochberg hatten schon 1815 in Wien, und zwar auf Veranlassung der Kaiserin Elisabeth von Rußland, Verhandlungen stattgefunden; in einem Schreiben vom 14. März 1815 an den Zaren, welches Stein überreichte, anerkennt der Großherzog Karl, der Bruder Elisabeths, das Erbrecht der Hochbergs. Es folgte zwei Jahre später am 4. Oktober 1817 der diesbezügliche Erlaß vor dem Lande. Auf dem Congreß zu Aachen 1819 wurde seitens des Zaren Alexander auf dieser Erklärung mit Nachdruck bestanden.

von dem Hofe der Kaiſerin Joſephine in Mainz und Straßburg. Sie ſchilderte die unvergeßlichen Feſte bei ihrer und der Vermählung des Königs von Weſtfalen; ſie beſchrieb die hervorragendſten Perſönlichkeiten jener wunderbaren Zeit und ſchmückte ihre Erinnerungen mit Anekdoten. Obwohl ſie noch jung war, war ſie doch reicher an Erinnerungen als ältere Perſonen. Von dem Hofe Napoleons ging ſie zu dem von Karlsruhe über, ſie pries die Eigenſchaften ihres Gemahls, ſie ſprach von deſſen Befürchtungen während der den Sturz des Kaiſerreiches herbeiführenden Ereigniſſe; ſie verſicherte, daß der verſtorbene Großherzog ſtets die größte Bewunderung für das Genie Napoleons an den Tag gelegt, daß er dem Kaiſer ſtets eine dankbare Erinnerung bewahrt, daß er jedoch gegen den Strom der Ereigniſſe nichts vermocht hätte, zumal die Völker Deutſchlands ſich laut gegen die „Tyrannei“ des Kaiſers aufzulehnen anfingen, daß Karl wohl oder übel ſich habe an Deutſchland anſchließen müſſen; übrigens hätten den verſtorbenen Großherzog der Kaiſer von Oeſterreich, der Schwiegervater Napoleons, der Kaiſer von Rußland, ſein eigener Schwager, dazu beſtimmt: harte Kämpfe hätte es gekoſtet und gar bittre Entſagungen.

Dann, als ſpräche ſie zu ſich ſelbſt, brach die Großherzogin Wittwe plötzlich in die Worte aus: „wie konnte nur ein Mann von ſo kräftiger Geſundheit, mit der Widerſtandskraft ſeiner 35 Jahre, mit einemmal ſo ſchwer krank werden und ſterben? . . . . . Und dieſe Krankheit, von der die Aerzte nicht wußten, was ſie war, in der die

Organe alle gesund blieben ..... was mochte das nur für eine Krankheit sein? ... Wie geheimnißvoll das ist! — Dieser plötzliche Tod! ... Und dann ... wie war es denn mit dem Tode meiner Söhne? ... ich mache mir jetzt Vorwürfe, bittre Vorwürfe, daß ich nicht damals beim Tode des Erstgebornen dem Drange meines Herzens gefolgt bin. — Ist denn überhaupt noch ein Zweifel zulässig .... es ist zu abscheulich! Ich erinnere mich, daß, als man eines Morgens kam, um mir mitzutheilen, mein Sohn wäre todt in seiner Wiege gefunden, ich aus dem Bette aufsprang und barfüßig zu ihm eilte, um ihn zu umarmen, ihn mit meinen Küssen in's Leben zurückzurufen. Die Küsse einer Mutter haben ja eine geheimnißvolle Kraft! Aber man verwehrte mir den Eintritt in das Zimmer: man sagte mir, die Aufregung könne mir schaden, sie könne mir das Leben kosten .... Nur von Weitem konnte ich den mit schönen Spitzen umhüllten Kopf des Kleinen sehen, man führte mich mehr todt als lebend hinweg und rieth mir, gefaßt zu sein. Ich wollte mich losreißen: man hielt mich zurück. — Ach! Ich hätte sollen allen Hindernissen Trotz bieten, mir mit Gewalt einen Weg bahnen, Diejenigen bei Seite stoßen, die mich verhinderten, mein Kind zu sehen .... Ich war außer mir vor Schmerz: mein Kind, mein Sohn todt ... Ich habe ihn nicht mehr gesehen ..; man hat mir gesagt, er wäre todt. Das ist Alles, was ich weiß. Ich habe ihm keinen letzten Kuß gegeben. Man wollte es nicht, aber .... wenn er nun doch nicht todt war? Wenn man

ihn mir genommen — wenn man an seiner Stelle ein todtes Kind in die Wiege gelegt hätte? .... O! dieser Gedanke tödtet mich! .... Warum, frage ich, hat man mir den Zutritt verwehrt? Eine Mutter kann doch zu jeder Zeit zu ihrem Kinde .... Und dann ... die Krankheit, von der mein Gemahl betroffen wurde. Achtzehn Monate, nachdem alle politischen Angelegenheiten geordnet waren, Alles auf einen langen Frieden hindeutete .... da mußte er sterben — wie schrecklich, wie geheimnißvoll ist das Alles — O! diese Hochbergs — diese Hochbergs!"

Oft hat die Großherzogin-Wittwe vor intimen Freunden diesen Klagen, diesem tiefen Seelenkummer Ausdruck gegeben. Oft hat sie in bitterster Weise ihren Vermuthungen, ihren Ahnungen vor Freunden, Worte geliehn!

Dieser Sohn Stephanie's war gestorben oder wenigstens war sein Tod bekannt gemacht worden im Dezember 1812. Seltsame Gerüchte zirkulirten damals in ganz Deutschland über den Tod des jungen Prinzen. Es gab sehr Viele, die überzeugt waren, der Kleine wäre garnicht gestorben; man habe ihn aus der Wiege fortgenommen und ein todtes Kind an seine Stelle gelegt. Woher kamen diese Gerüchte? Von wem gingen dieselben aus? Man weiß es nicht. Aber es liegt auf der Hand, daß die Unterschiebung einer fremden Kindesleiche nur unter Mitwissen Vertrauter, z. B. auch untergeordneter Personen stattfinden konnte. Von diesen, die offenbar Alle gut bezahlt waren, hätte doch Einer vielleicht gesprochen.

Wie jedes Gerücht, so verlor sich auch dieses schnell im Trubel der Zeit: die großen Ereignisse, welche am Schluß des Jahres 1812 eintraten, der Untergang der badischen Hilfstruppen mit der französischen Armee auf den Schneegefilden Rußlands, dann die großen Rekrutirungen Napoleons im Jahre 1813, die Erhebung Europas gegen den Kaiser, die Rückkehr des Kaisers von Elba — dann Waterloo — das waren Ereignisse von so gewaltiger Tragweite, von so tosendem Lärm, daß unbestimmte Gerüchte darin verhallen mußten.

Erst der Tod des Großherzogs rief dieselben wieder wach. Laut und lauter frug man sich: wer denn ein Interesse an diesen plötzlichen Todesfällen, die man für verdächtig hielt, habe. Da Prinz Ludwig, der Nachfolger Karl's als Großherzog, keine Kinder hatte, und die Krone nach ihm auf den ältesten Sohn der Gräfin Hochberg überging: da die Gräfin bei der Geburt dieses Sohnes morganatisch dem Großherzog Nestor angetraut worden war, so sagte man sich einem alten juristischen Grundsatze folgend: is fecit cui prodest.

In der Auffassung des deutschen Volkes wäre der 1812 geborne Sohn des Großherzogs Karl und seiner Gemahlin Stephanie nicht gestorben: man hätte denselben aus der Wiege entfernt und in dieselbe die Leiche eines fremden Kindes hineingelegt. Dies wäre geschehen, nicht deshalb, weil man als Thronerben, den Sohn einer französischen Prinzessin von Napoleon's Gnaden nicht haben, sondern weil man den Abkommen aus der

morganatischen Ehe des alten Großherzogs die Thronnachfolge sichern wollte. Als die Großherzogin Stephanie am 11. Oktober 1817 ihrem Gemahl eine dritte Tochter schenkte*), hätten, so sagte man, Diejenigen, welche den jungen Prinzen hatten verschwinden lassen, es für das Beste gehalten, den Großherzog an einer weiteren Vermehrung seiner Deszendenz zu verhindern, dazu wäre das sicherste Mittel, das gewesen: auch ihn bei Seite zu schaffen! So mußte ja die Krone, nachdem sie kürzere oder längere Zeit das Haupt des Prinzen Ludwig geschmückt hatte, auf die männlichen Sprossen der Gräfin Hochberg übergehen.

Ein Jahr nach der Geburt der Prinzessin starb — und das ist allerdings merkwürdig — der Großherzog Karl. Wäre statt desselben seine Gemahlin gestorben, so wäre es in Bezug auf die Nachfolge vielleicht anders gekommen: der Großherzog war noch sehr jung, hätte sich wahrscheinlich wieder verheirathet und möglicherweise noch mehr männliche Nachkommen gehabt; deshalb — so sagten die Leute — mußte der Tod den Großherzog Karl und nicht seine Gemahlin hinwegnehmen.

In den Träumereien ihrer Zurückgezogenheit sagte sich zwar die unglückliche Gattin und Mutter immer von Neuem „es ist unmöglich, es kann nicht sein", allein die alten

*) Prinzessin Maria Elisabeth Amalie Caroline verheirathete sich am 23. Februar 1843 an den Marquis Douglas, Herzog von Hamilton.

Vermuthungen ließen ſich nicht bannen, ſie kehrten wieder und wieder: von ahnungsbangen Schauern überrieſelt, in Augenblicken jener höchſten Seelenanſpannung, in welcher wir die Fähigkeit beſitzen, bis in das Dämmerlicht der Wahrheit vorzudringen, rief ſie wohl: „es iſt doch ſo, ich täuſche mich nicht“. Hinzugeſellten ſich allerhand Bemerkungen, welche Eingeweihte hatten fallen laſſen und welche zu denken gaben.

Was aber ſollte ſie thun? Sollte ſie Klage ſtellen? Wohin hätte das geführt? Zu einem ungeheuren Skandal, zu weiter Nichts. Die Großherzogin-Wittwe wäre für geiſtig umnachtet erklärt worden, man hätte ſie als eine Irrſinnige überwachen laſſen, ohne ihr den Verkehr mit der Außenwelt zu geſtatten: man würde ſagen: die Unglücksfälle, von denen ſie betroffen wäre, hätten ſie um den Verſtand gebracht.

Es blieb ihr mithin nichts anderes übrig, als zu ſchweigen. Dies that ſie mit Ausnahme eines gelegentlichen Gedankenaustauſches mit intimen Freunden. So gingen Jahre dahin, als plötzlich ein ſonderbares Ereigniß eintrat, über welches man ſich in Deutſchland weit und breit aufzuregen begann und welches auch der Großherzogin Stephanie zu Ohren kam.

Im Frühjahr 1828, am 26. Mai, dem Pfingſtmontage, zwiſchen 4—5 Uhr Nachmittags wurde in Nürnberg ein Bürger der Stadt auf dem Marktplatz von einem jungen Manne angeredet, der ein ſeltſames Aeußere hatte und einen Brief in der Hand hielt. Dieſer junge Mann

bat in ziemlich unverſtändlichen Worten, ihm doch die Wohnung des Adreſſaten, deſſen Name auf dem Briefe ſtand, anzugeben. Er war von mittlerer Größe, mehr beleibt als ſchlank, aber wohl proportionirt. Das ſtarke, lange, blonde Haar fiel rechts und links von der Stirn herab und verhüllte die Ohren vollſtändig, gerade wie man es auf dem ſchönen Portrait Bonaparte's ſieht, welches Gérard gemalt hat. Das Geſicht war ein wenig länglich; in dem Blick ſeiner blauen Augen, wie überhaupt in ſeinem ganzen Weſen lag etwas Unſicheres und Aengſtliches. Seine Kleider, die einen fremdartigen Schnitt hatten, waren die eines wohlhabenden Bauern. Man hätte ihn ſeinem Mantel nach, welcher bis unter die Knie reichte, ſeiner Weſte, ſeinem großen Filzhut, ſeinen langen Haaren nach für einen Bauern aus der Bretagne halten können. Seine Haut aber war außerordentlich weiß, ſeine Hände und Füße waren ſehr klein: es ſchien Raſſe in ihm zu ſtecken. Der Nürnberger Bürger nahm den Brief und ſah, daß derſelbe an den Commandeur des 6. Chevauxlegers-Regiments in Nürnberg adreſſirt war. Er richtete auch einige Fragen an den jungen Mann, allein dieſer blickte ganz verdutzt drein und antwortete mit unverſtändlichen Worten. Seine Sprache erinnerte nur einigermaßen an das deutſche Idiom: ein wenig wohl an den Dialekt einer bairiſchen Provinz. Endlich, da er bei jeder an ihn gerichteten Frage immer nur den Brief hinhielt, wurde dieſer geöffnet: er trug weder ein Datum noch war der Aufgabeort bezeichnet; er lautete:

„Mein Herr, ich ſchicke Ihnen einen Knaben, welcher ſeinem Könige und ſeinem Vaterlande treu dienen ſoll. Er wurde mir am 7. Oktober 1812 übergeben. Seine Mutter hat mich gebeten, ihn zu erziehen, mir jedoch keinerlei Auskunft über ihn gegeben und ich habe der Obrigkeit nicht angezeigt, daß er mir anvertraut war. Ich bin ein armer Handwerker, Vater von zehn Kindern. Ich kann dieſen Knaben nicht länger behalten; habe ihn übrigens wie meinen eigenen Sohn gehalten und ihn chriſtlich erzogen. Er iſt ſeit dem Tage, an welchem ich ihn erhielt, nicht aus dem Hauſe gekommen. Niemand hat ihn geſehen, er ſelbſt weiß durchaus nichts von dem Orte, an welchem er gelebt hat. Fragen Sie ihn darüber, und er wird nicht im Stande ſein zu antworten. Ich habe ihm das Leſen und Schreiben gelehrt. Ich ſelbſt habe ihn bis auf den Platz geführt; von dort aus ſoll er ſich zu Ihnen verfügen. Ich habe ihm geſagt, daß, wenn er Soldat geworden iſt, wie ſein Vater, ich ihn wiedernehmen werde. Ich habe ihn bei Nacht reiſen laſſen; ich habe ihm keinen Kreuzer mitgeben können. Ich empfehle mich Ihnen hochachtungsvoll. Ich nenne mich Ihnen nicht, weil ich Furcht habe, beſtraft zu werden.“

Das Couvert enthielt außer dieſem Brief einen Zettel, welcher mittelſt einer Stecknadel an dem Brief befeſtigt war; die Worte, die darauf ſtanden und die lange Zeit vor dem Briefe geſchrieben zu ſein ſchienen, lauteten:

„Der Knabe iſt getauft worden. Er heißt Kaspar; bewahren Sie ihm dieſen Namen; er iſt geboren am

30. April 1812. Behalten Sie ihn, ziehen Sie ihn auf bis zu seinem 17. Jahre und schicken Sie ihn dann nach Nürnberg, damit er in das 6. Kavallerie-Regiment eintritt, in welchem sein Vater gedient hat. Was mich betrifft, ich kann ihn nicht behalten. Ich bin eine arme Frau und mein Vater ist todt!"

Das ist Alles, wie man sieht, sehr geheimnißvoll. Der Nürnberger Bürger, welcher nicht viel von dem verstehen konnte, was Kaspar antwortete, noch weniger von dem, wonach derselbe frug, führte ihn auf das Polizeibureau. Der Commissar glaubte zunächst, er habe einen Schwindler vor sich, nach einem kurzen Verhör aber wurde ihm klar, daß er es mit einem jungen Menschen zu thun hatte, welcher völlig von der Außenwelt abgesperrt gewesen sein mußte und vom Leben ebensowenig wußte, wie ein neugeborenes Kind. Man führte den Knaben durch die Stadt und bemerkte, daß, wenn er an einem Thurme vorüberkam, er eine Bewegung machte, als ob er erschrecke. Man zeigte ihm von Weitem einen Berg: er war ganz erstaunt, er hatte dergleichen offenbar nie gesehen. Man wollte ihn veranlassen, Speise zu sich zu nehmen, allein dies erwies sich als unmöglich, er aß weder Fleisch noch trank er Bier: der Geruch des Fleisches verursachte ihm Uebelkeit; der des Tabaks war ihm zuwider.

Da man nicht wußte, was man mit dem Findling anfangen sollte, so sperrte man ihn als Vagabunden ins Stadtgefängniß. Der Bürgermeister von Nürnberg, Herr Binder, aber erbarmte sich seiner, nahm ihn zu sich und

ſuchte einigermaßen erzieheriſch auf ihn einzuwirken. Aber das war eine ſchwierige Sache für den Herrn Binder ſowohl wie für den Schüler. Man machte die erſtaunliche Beobachtung, daß Kaspar nichts zu ſich nehmen wollte, als Brot und Waſſer. Alles Uebrige war ihm zuwider. Nicht zuwider war ihm ſein Bett; er fühlte ſich darin ſo wohl, daß er es nicht verlaſſen wollte. Man erfuhr mit der Zeit, daß er bisher auf der bloßen Erde geſchlafen hatte. Nach einiger Zeit, nachdem er ſich an dieſes neue Leben gewöhnt hatte, welches ſo ſehr verſchieden ſein mußte von dem, welches er bisher geführt hatte, kam der junge Menſch ſo weit, daß er ſich in einer leidlich verſtändlichen Weiſe ausdrücken konnte; er erzählte ungefähr Folgendes:

„Ich erinnere mich nicht, daß ich jemals etwas anderes geſehen habe, als die Kammer, in der ich lebte. Sie war kaum größer als ein doppeltes Schilderhaus, ſie hatte zwei Luken, ſehr, ſehr kleine Luken! Ich ſchlief auf einem Bündel Stroh auf der Erde, bekleidet mit meinem Mantel und meinem Leinwandhemde; ich aß Brod und trank Waſſer: ich war zufrieden. Ich wußte von Nichts, ich wünſchte Nichts, ich langweilte mich nicht: ich hatte zu meiner Geſellſchaft zwei kleine hölzerne Pferde und einen hölzernen Hund, gerade ſo, wie ſie in Nürnberg verfertigt werden. Sie waren meine Freunde, ſie genügten mir. Hatte ich mich gut mit ihnen unterhalten, ſo ſchlief ich auf meinem Strohlager ein: währenddem wurde Brot und Waſſer hereingebracht. Wer es brachte, das weiß ich nicht. Wie ich ſelbſt in dieſe Kammer gekommen war, weiß ich auch nicht. Wie lange Zeit ich darin geblieben bin, könnte ich eben-

ſowenig ſagen. Eines Tages aber .... mich ergriff Furcht .... kam ein Mann — ich hatte nie einen Mann geſehen — zu mir. Er ſprach zu mir, er wollte mir das Gehen beibringen. Stets auf meinem Stroh liegend, hatte ich mich nie aufgerichtet, ich war nie gegangen: meine Beine waren ſo ſteif, ſo ſteif! O! wie weh mir das that! Um mich aufrecht zu halten, ſtützte ich mich an die Wand meiner Kammer, ſonſt wäre ich umgefallen — dann mußte ich einen Fuß vor den anderen ſetzen. Ich hatte zum erſten Mal Schmerzen; ich weinte. Der Mann zwang mich immer wieder zu gehen, ich wollte nicht. Er bedrohte mich, ich gehorchte. Er unterrichtete mich auch im Leſen; eines Tages brachte er mir einen Rock, einen Filzhut mit breiter Krempe und führte mich nach Nürnberg. Er verließ mich vor der Stadt. Das Uebrige wiſſen Sie."

Zu Ende des Monats Juli in demſelben Jahre wurde Kaspar dem Doktor Daumer in Nürnberg übergeben, welcher vielfach mit ihm experimentirte. Von Kaspar redete damals die ganze Stadt, ja bald auch ein großer Theil Deutſchlands. Der dadurch hervorgerufene Lärm iſt unfehlbar auch Demjenigen oder Denjenigen zu Ohren gekommen, welche über den unglücklichen Knaben Beſcheid wußten und ihn eingeſperrt hatten; ſie hüllten ſich natürlich in tiefes Schweigen und das Geheimniß, wer der Jüngling war, blieb undurchdringlich.

Man weiß Nichts weiter, als daß eines Abends am 17. Oktober 1828 Kaspar beſinnungslos in einer Blutlache liegend aufgefunden wurde. Er hatte eine große

Wunde am Kopf; sorgfältiger Pflege war es zu verdanken; daß er sich wieder erholte. Nach drei Wochen war er im Stande, zu erzählen, daß ein Mann, verhüllt von einem langen schwarzen Mantel, dessen Züge ihm unbekannt waren, sich auf ihn gestürzt und ihn zu Boden geschlagen habe, sodaß er die Besinnung verlor. Er wußte nicht, was von dem Augenblicke, da er zu Boden fiel bis zu dem, da er in seinem Bette erwachte, geschehen war.

Er sagte unzweifelhaft die Wahrheit; trotz allen Nachforschungen aber gelang es der Polizei nicht, den Thäter zu ermitteln. Dieser Mordanschlag auf einen Unglücklichen, der doch nur Mitleid erregen konnte, machte in ganz Deutschland großes Aufsehen und man forschte vor Allem nach der Herkunft Kaspar's, den man erst ganz von der Außenwelt abgesondert und hernach durch Mord zu beseitigen versucht hatte.

Ein Engländer, welcher damals Deutschland bereiste, Lord Stanhope, ein Enkel Pitt's wurde von Mitleid für Kaspar ergriffen: in der Meinung, daß die Leute, welche an seinem Verschwinden interessirt wären, vor einem neuen Attentat nicht zurückschrecken würden, lag ihm hauptsächlich daran, den Ungücklichen gegen ein solches Geschick zu schützen. Nachdem er von den städtischen Behörden und vom Doktor Daumer die Einwilligung erhalten hatte, führte er seinen Schützling nach Ansbach und brachte ihn dort bei einen Lehrer Namens Meyer unter. Kaspar schien nun in voller Sicherheit und gegen jedes Unglück geschützt zu sein.

Außerdem übergab Lord Stanhope*), der bemüht war, den Schleier von der Geburt Kaspar's zu lüften, dem Ansbacher Gelehrten Feuerbach**) eine gewisse Summe, um die einschlägigen Nachforschungen anzustellen.

Kaspar war noch nicht zwei Jahre in Ansbach, woselbst er ein friedliches Dasein führte, sich über Dies und Jenes unterrichtete und die in seiner Kindheit verlorene Zeit durch eifriges Studium zu ersetzen bemüht war, als man ihn eines Morgens in der linken Seite von einem

*) Anmerkung des Uebersetzers. Dieser Lord Stanhope ließ nach dem Tode Kaspar's in der Karlsruher Zeitung eine Erklärung veröffentlichen, in welcher er sagte, er halte nach von ihm eingezogenen genaueren Ermittlung Kaspar Hauser für einen „elenden Betrüger".

**) Anmerkung des Uebersetzers. Verdacht und Irrthum sind ein Paar Wanderburschen, denen man auf allen Lebenswegen begegnet: Verdacht hat immer Durst: er lechzt nach einem Trunk, er schöpft ihn aus allen Quellen am Wege und die Quellen sind oft trübe, sie enthalten Substanzen, die auf ihn wirken wie Fusel. Dann nimmt Bruder Irrthum, dessen Schritt ohnehin grade kein Parademarsch ist, ihn bei der Hand: taumelnd und johlend ziehen sie mitsammen dahin! Anselm Ritter von Feuerbach, Apellations-Gerichtspräsident zu Ansbach, ein berühmter Criminalist, also ein Herr, der dem Verdacht einen besonderen Cultus weiht, ließ im Jahr 1832 ein Buch erscheinen, in welchem er von dem Nürnberger Findling der Welt, die bekanntlich so gern erstaunt, Wunderbares erzählt. An das Buch schloß sich eine Exposé des Verfassers für die damalige Königin Karoline von Baiern, welche, wenn Kaspar der von der Legende bezeichnete, aus der Wiege geraubte badische Prinz gewesen wäre, dessen Tante war. In diesem „Memoire über Kaspar Hauser", der Königin Karoline von Baiern übersandt (abgedruckt in Anselm Ritter von Feuerbach's Leben, Leipzig 1852) sind die in dem Buche ausgesprochenen Verdachtsmomente besonders „verdichtet". Es wird in einer Form, welche an Bestimmtheit Nichts zu wünschen übrig läßt, die Vermuthung ausgesprochen, daß der Nürn-

Dolch tödtlich getroffen im Ansbacher Park auf der Erde liegend fand. Diesmal hatten seine Feinde ihr Ziel erreicht. Vor seinem Tode aber hatte der Arme noch so viel Kraft zu sagen, daß man ihn in einen Hinterhalt gelockt habe; auch konnte er noch das Signalement seines Mörders geben. Dieser aber ist nie entdeckt worden: die baierische Polizei ist sogar beschuldigt worden, bei seiner Auffindung nicht den wünschenswerthen Eifer entwickelt zu haben.

Auf dem Ansbacher Kirchhofe wurde der Ermordete bestattet. Auf seinem Grabstein liest man noch heute folgende Inschrift:

„Hic jacet Kaspar Hauser, enigma sui temporis.
Ignota nativitas, occulta mors,"

berger Findling jener im Jahre 1812 geborene, und bald darauf gestorbene Sohn des Großherzogs Karl und seiner Gemahlin Stephanie sei. Nun erschien gar noch in Paris (1845) eine anonyme Broschüre unter dem Titel: „Kaspar Hauser, der Thronerbe Badens", in welcher von einer Anzahl von Morden, man könnte von einem Massenmorde reden, berichtet wird, begangen um die Descendenz der Gräfin Hochberg, der zweiten Gemahlin Karl Friedrichs (Nestor) ans Ruder zu bringen. Nach der genannten Schrift wären eines unnatürlichen Todes gestorben: 1. Markgraf Karl Ludwig, der erste Sohn Karl Friedrichs aus dessen erster Ehe mit einer Darmstädtischen Prinzessin: er verunglückte auf einer Reise in Schweden; 2. Markgraf Friedrich, der Bruder des Ebengenannten: er ist 1817 kinderlos gestorben; 3. der erste Sohn Karls und Stephanies, geboren im September 1812; 4. der zweite Sohn Karls und Stephanies: geboren 1816, gestorben 1817; und endlich 5. der Großherzog Karl selber, der seinem Onkel Friedrich ein Jahr später (1818) ins Jenseits nachfolgte. Schließlich soll auch noch Anselm Feuerbach, laut Verdacht seines Sohnes (siehe das oben angeführte Buch) aus dem Leben gewaltsam entfernt worden sein. Wer sich nicht in den Gedanken fügen kann, daß Gottes Wege unerforschlich sind, der nähme sich nur in Acht, daß er über seine Tüfteleien nicht in die Hände der beiden obengenannten Vagabunden fällt.

Die Großherzogin Stephanie, welche auf ihrem Schloß zu Mannheim zurückgezogen lebte, hatte sich sehr für das Schicksal dieses Kaspar Hauser interessirt — ein Kind unbekannter Geburt . . . versteckt . . . gefangen gehalten . . ? Die Großherzogin hatte in der langen Zeit nicht aufgehört, an dem Tode ihres Sohnes zu zweifeln; sie grübelte fortwährend über Einzelheiten, sie staunte über das Zutreffen gewisser Daten. Wer weiß, der Knabe, den sie noch jetzt beweinte, von dem sie fest überzeugt war, daß er ihr lebend fortgenommen war, war vielleicht jener Kaspar Hauser! Ihre Vermuthungen schienen an Klarheit zu gewinnen; sie hätte sehr gewünscht, ihn zu sehen . . . diesen Kaspar Hauser . . . an welchen Anzeichen hätte sie ihn erkennen können? Falls es wirklich ihr Sohn war . . . . dieser war ja eben erst zur Welt gekommen, als er ihr auch schon entrissen wurde.

„Was soll ich thun! Was soll ich anfangen? rief händeringend die ungückliche Fürstin.

Es gewinnt nach Allem den Anschein, als habe Stephanie, um Klarheit in ihre Vermuthungen zu bringen, die geeigneten Schritte nicht gethan!

So kam es, daß diese ganze Angelegenheit in einem geheimnißvollen Dunkel verblieb; man darf auch nicht annehmen, daß sie je aufgeklärt werden wird.

Die Zeit, welche ja jeden Schmerz lindert, wirkte endlich auch beruhigend auf die Großherzogin. Als sie erfuhr, daß jener Kaspar Hauser den Streichen seiner Feinde erlegen war, hatte sie wohl Klagen über das traurige Schick-

sal desselben — allein — das war Alles — im Stillen kamen ihre Gedanken nie ganz zur Ruhe!

Die Großherzogin hing ja noch zu sehr an der Welt, um sich auf die Dauer von den Freuden derselben zurückzuziehen, und sich traurigen Gedanken, die doch zu Nichts führen konnten, zu überlassen. Auf ihrer reizenden Besitzung in der Nähe von Freiburg gab sie häufig Gesellschaften, auch Bälle.

„Es ist unmöglich", berichtet eine Dame, welche die Ehre hatte an einem der Bälle theilzunehmen, „liebenswürdiger zu sein, als die Großherzogin-Wittwe, sie wird vom ganzen Lande verehrt und die Bürgerschaft von Freiburg nennt sie „die gute Großherzogin"*).

Die Königin Hortense spricht auch vielfach von dem „guten Herzen" ihrer Cousine. Man hat vernommen, in welcher Weise Stephanie in dem für Hortense so traurigen Jahre 1815 sich nützlich machte. Hortense erwähnt dankerfüllt „die stete Theilnahme und Güte der Großherzogin von Baden", der Einzigen in ihrer Familie, welche sich im Unglück ihrer angenommen hätte**).

Die Großherzogin verbrachte ihre Zeit aufs Angenehmste; sie führte ein Leben, wie es damals bei Fürstlichkeiten Mode war. Es war nicht gerade in materieller Beziehung glänzender als das unseres modernen Bürger-

* Comtesse Dash: „Mémoires des autres II. 129".

**) „La reine Hortense pendant l'année 1831", ein Fragment ihrer unveröffentlichten Memoiren, eigenhändig geschrieben, Paris 1861.